



Berlin, den 15. August 1903.

Der Fischerring.

Propheten blicken, Sibyllen, Heilige und Helden von der Decke herab. Alle Wunder der Schöpfungsgeschichte, alle Angste des Sündenfalles leuchten, lieblich und furchtbar, dem scheu bewundernden Auge. Gott-Vater selbst, mit der frohen Zuversicht des Welterweckers und, ein unerbittlicher Rächer, in majestätischem Born. Von der Altarwand her bräut das Jüngste Gericht. Der Zeitlichkeit letzte Mauer scheint vom Flehen gläubigen Sinnes geborsten und es ist, als dürfe Menschenkurzsicht zum ersten Mal in den offenen Himmel schauen, als müsse Menschenschwachheit vor so grauer Pracht zum letzten Mal hier das Zittern lernen. Mit zürnender Geberde, erhebt sich der Heiland vom Richterthron und sondert von den Gerechten die Sünder. Und bebend irrt der ruhlöse Blick über das verblaßte Geknäuel und lebt in Sekunden die tausendjährige Geschichte uralten, ewig erneuten Wahnes; irrt vom Christengott, der den Schrein der Herzen entriegelt, zu Charon, dem heidnischen Fergen, der seinen Rahn von verdammtem Gewimmel so gleichmüthig leert, als schüttle er lästige Mäuse aus einem Sack. Alles wird von den Posaunen dieses Weltgerichtes überdröhnt. Signorelli, Perugino, Ghirlandajo, Botticelli verstummen; nur die fromme Hybris, der ins Kirchenjoch gezwungene Dämon Michelangelos spricht. Den geschäftig huschenden Greisen im Beilhengewand ist's Heiligenmalerei wie andere auch; sie ahnen nicht, daß hier Einer von Luzifers Stamm gewagt hat, mit Handwerkeremfigkeit seine Titanenvision zu gestalten; achten längst nicht mehr des bekannten Kapellenschmuckes. Sie lesen die Messe und lösen Bittende vom Sünderbann.

So will es die Ordnung, wenn ein Pontifex im Pallium auf dem Goldtuch der Totenbahre ruht. So wars, genau so vor fünfundzwanzig Jahren gewesen. Als der Kardinal-Kämmerer Pecci am sechzehnten Februar 1878 nach der zweiten Totenmesse mit nervöser Grimasse und überlauter Stimme den drängenden Haufen Absolution ertheilte, tuschelte der Kardinal Dreglia dem Nachbar ins Ohr: „Der rührt die Werbertrommel!“ Denn Dreglia haßte den Kämmerer und war entschlossen, ihm mit schlauster Ränkeschmiedkunst im Konklave den Sieg sauer zu machen. Joachim Pecci, der, weil er greisenhaft und unschädlich schien, dennoch siegte, kannte seinen Mann, sah in ihm den Erben und pflegte zu sagen: „Dreglia wird, wenn ich tot bin, mit dem silbernen Hammer meine Schläfe recht leise berühren, um mich ja nicht etwa zu wecken.“ Nun war es so weit. Dreglia Kämmerer, Gebieter im Vatikan, von künstlich genährtem Irrglauben fast schon mit der Tiara gekrönt. Jetzt rührt er die Trommel. Von Leo blieb nur ein schlecht balsamirter, in der Hitze verwesender Erdenrest. Rasch ins dreifache Sarggehäus, auf das der Kämmerer sein Siegel drückt, dann die Zerstückung des Fischherringes, dessen Theilchen als Reliquien verliehen werden . . . Der Ring ist fort. Nicht zu finden. Und Ungeduld treibt zur Eile. Der Magister Camerae wird den Ring später suchen. Schnell die Rede pro eligendo Pontifice, die Vereitung zur Zellenfangenschaft, die Wahl. Kurze Stunden genügen. Der Kämmerer hütet das von der Welt abgesperrte Haus und bald kann, auf sein Geheiß, der Ceremonienmeister die Gänge der drei Stockwerke abschreiten und die Kardinäle rufen: „In die Kapelle, Monsignori!“ Sie schlürfen herbei; nicht mehr in Trauer: im rothen Kleid. Wieder blicken Propheten, Sibyllen, Heilige und Helden von der Decke herab. Auf heilige Männer, die den Heiligsten wählen. Und von der Altarwand her dräut das Jüngste Gericht.

Wenige Wochen vorher hatte der sieche Papst sich in der Abendkühle auf eine Gartenloggia geschleppt. Er ahnte den Tod und wollte nicht sterben; er wußte sich nah am Thron des Höchsten die Ehrenstätte bereitet und klammerte sich an vergängliches Glück, vergänglichen Glanz. Einer diaphanen Elfenbeinfigur glich er; und in dem entfleischten Leib wachte bei Tag und bei Nacht ungesättigt, unermüdet der Wille zum Leben. Die Stadt prangt, der Borgo in Hochsommerfülle: und sehnächtig, als könne er strogende Erdkräfte herausflehen, breitet der Greis die Arme. Wie ein weißes Weinkreuz ragt er durch die Dämmerung. Doch die Ekstase weicht und die Arme sinken, gleich welken Zweiglein, die ein Windstoß hochgepeitscht hat. Und als der bleiche Schatten geschwunden ist, liegt in der Loggia ein goldener Reif; er glitt wohl

vom dürrn Finger und das ins Schweigen großer Natur hinaushorchende Ohr vernahm nicht das leise Klirren. War die Sommersehnsucht allzu irdisch, unwürdig Eines, der Petri Statthalter sein soll, und ward deshalb der annulus piscatoris von der erkaltenden Knochenhand gestreift? . . Um die Spätlezeit weben dunkle Mächte. Unbeachtet, ungeehrt liegt die heilige Bier auf dem Stein, Stunden lang, nicht besser denn eine werthlose Scherbe. Im Bleigrau des nächsten Tages ersieht sich ein römischer Rabe die funkelnde Beute; mit scharfrandigem Diebesschnabel packt er den Ring und fliegt mit ihm an die Küste, dem Forst entgegen. Bald aber wird dem Galgenvogel die Last zu schwer und er läßt sie am Tyrrhenerstrand fallen. Dahin kommt ein Mann aus Fiumicino, der nach Rom Muränen, Goldbrassen, Makrelen liefert und auch den Vatikan bedient. Der findet zwischen Muscheln den Ring. Solchen sah er noch nie. Sankt Petrus selbst ist darauf abgebildet; sitzt in seinem Kahn und hält in der Rechten die Schlüssel zum Himmelreich. Das ist ein Fund, der sicher seine zweihundert Soldi einträgt. Nur müßte man wohl melden; gewiß hat ein Monsignore das Kleinod verloren. Doch Inspektoren und Delegaten haben lange Finger und geben, was sie einmal haben, nie wieder heraus. Herr Bartolo, der Koch, wird Rath wissen. Das ist ein Feiner. Seit Jahrzehnten im Borgo; bei allen Prälaten beliebt, mit allen Schlichen vertraut; und um seinen Sparpfennig von allem Gefinde der schwarzen Stadt inbrünstig beneidet. Ihn hat der Tod des Pontifex nicht allzu tief betrübt. Sein Mann war Mastai-Ferretti gewesen. Den hatte er so oft, so laut und so lange gerühmt, daß die Küchenjunft dem feisten Polterer schließlich den Spignamen Pio Nono gab. Joachim Pecci? Ein heiliger Herr, ein Gelehrter, ein Dichter. Aber es war doch so gekommen, wie Schlaufköpfe nach dem Konklave von 1878 geweißsagt hatten. Natürlich; damals bekamen die Konklavisten magere Gratifikation und den Schweizern wurde das Trinkgeld verweigert, das noch jeder neue Papst für die Zeit des Interregnums bewilligt hatte. Ein böses Omen; und so wars weiter gegangen. Drei Viertel der Jubiläumsgeschenke zum Vortheil des Heiligen Stuhles an den Meistbietenden versteigert; sogar der Wein: zu zwei Lire die Flasche Crémant Impérial. An allen Ecken geknauft. Keine Spur mehr von der äppigen Pracht Mastais. Warum nur? Kleine Leute mögen ihr Bißchen Geld auf die hohe Kante legen; Petri Nachfolger aber soll im Glanz wohnen. Und wenn Einer winselte und über die farge Wirthschaft klagte, erhielt er als Trost nur ein Lächeln und die Mahnung: „Nachis wie ich; mit zwanzig Soldi täglich komme ich ohne Entbehrung aus“. Pius, den schönen, stolzen

Greis, dessen starke Stimme bis zuletzt die Basilika füllte, der zu repräsentiren wußte und für die Ärmsten, wie für die Mächtigsten, stets das rechte Wort fand, hatten Alle bewundert. Leo war unscheinbar, näselte, ließ sich nicht gern sehen und traf selten den Ton echter Leutseligkeit. Mild war er ja, — zu mild für Bartolos Geschmach. Der gerieth schon in Wuth, wenn er die ewig wiederholte Vitanei von der mitezza des Herrn hörte. Als ob einem Statthalter des Allmächtigen nicht höhere Pflicht vorgeschrieben sei als die, immer mild zu scheinen! War der dritte Innozenz mild gewesen, da er rief, der Heiland habe Petro nicht nur das Kirchenregiment, sondern die Welt-herrschaft vermacht, oder Bonifazius der Achte, da er die Könige mahnte, nie zu vergessen, daß sie, wie der Mond all sein Licht von der Sonne leiht, ihre Territorialgewalt nur der Gunst der Kirche zu danken hätten? So mußte ein dreifach Gekrönter reden. Wie weit man mit der Milde kam, zeigte sich jetzt ja in Frankreich und anderswo. Nein: Kardinal Ferrieri hatte nur allzu wahr gesprochen, als er Pecci hochmüthig hieß und nach der Wahl seufzte, nur unter Blinden könne der Einäugige den Herrscher spielen. Dazu der Aberglaube, mit kleinen Zuckersüßchen Raubvögel fangen zu können. Nie der Entschluß zu offenem Krieg gegen den Nordbrennerstaat der Savoyer, nie mehr als taktische Kniffe und vorsichtige Kompromisse. Und immer die kaum verheimlichte Furcht vor dem Tode, als obs mit dem Paradies und der ewigen Seligkeit doch nicht so ganz sicher wäre. Man darf ja nicht murren, muß mit Dem, was man hat, sich zufrieden geben. Aber ein Papst, der nachts den Kämmerling aus dem warmen Bett ruft, um ihm lateinische Verse vorzudeklamiren . . . Ach, unter Pius hatte es im Vatikan anders ausgesehen.

Bei solchen Reden traf der Mann aus Fiumicino seinen Gevatter, der einen stattlichen Schwarm um sich hatte; denn in kritischen Zeiten lief Alles, zu hören, was Pio Mono zu grollen, zu wettern habe. Die Fische waren schnell besichtigt und frisch gefunden. Doch der Fischer hatte noch ein Anliegen; zog seinen Gönner in die Ecke und zeigte den Fund. Bartolo wurde ganz blaß, saßte sich aber und schrie, wie zum Scherz: Extra omnes! Der alte Ruf, den der Kardinal-Kämmerer der Konklaveverhandlung voranschickt. Sacht schob das Gedräng sich hinaus. „Wirklich wie bei Pio Mono: immer ein gedeckter Tisch und immer Etwas zu lachen.“ Als der Letzte die Thür hinter sich geschlossen hatte, fuhr der Koch auf den Lieferanten los. Woher er den Ring habe. An der Nordmole der Tibermündung, dicht beim alten Porto gefunden? Wers glaubt! Diesen Ring, mit dem Bild Petri im Rahn und den Himmelschlüsseln? Stehler oder Hehler. Der Ring sei nie

aus dem Vatikan hinausgelangt und die Behauptung, er habe am Strand gelegen, sei eine alberne Lüge. Ob der Gebatter sich einbilde, einen alten Fuchs pressen zu können. Und gar verkaufen? Den Ring, womit ein Vierteljahrhundert lang jedes Breve versiegelt worden . . . Plötzlich schloßte der Roch den Strom. Wenn mans nüchtern nahm: Hatte er denn der Herkunft des Kleinods nachzufragen? Den Fischer kannte Jeder als ehrlichen Mann; und jetzt stand er blickdumm, begriff Bartolos Zorn offenbar nicht, blinzelte ängstlich und hätte sich am Liebsten ohne den Ring weggetrollt. Kann denn nicht ein Wunder geschehen sein? Der verhörende Richter sänftigte sich. Vor dem Konklave habe man den Kopf voll und ärgere sich schon über einen Pappenstiel. So schlimm sei es nicht gemeint und dem alten Freunde nichts Unredliches zuzutrauen. Ein hübscher Ring; wohl ein uraltes Erbstück, denn heutzutage arbeite man feiner; und das Gold sehe verdächtig nach schlechter Mischung aus. Am Ende ist das Ding nicht einmal echt, habe vielleicht seine fünfzig oder hundert Jahre auf dem Meeresgrund gelegen (die lateinische Inschrift kann der Fiumiciner ja nicht entziffern) und sei nun angespült worden. Immerhin ein netter Fund für einen armen Teufel. Zweihundert Soldi, habe er sich gedacht? Eigentlich ist's Unsinn; doch man hat mal die Sammelwuth und einen guten Bekannten läßt man nicht gern vom Trödler übers Ohr hauen. „Ich will Dir das Doppelte geben. Zwanzig Lire. Trotzdem ich verdammt knapp bin. Aber: reinen Mund halten! Die Sippenschaft sagt mir so schon nach, ich hätte unter Sanct Schmalhans Schätze gespeichert. Und Dir würde nicht Jeder die Strandgeschichte auf Dein ehrliches Gesicht glauben; wenigstens kämest Du wegen Fundunterschlagung vors geistliche Gericht und mit den Lieferungen für den Borgo wäre es sicher aus. Also: keinen Ton! Und grüße mir Monna Lena.“ Mit den vierhundert Soldi und dem Fischpreis in der Tasche konnte der Gebatter sich heute einmal die Eisenbahnfahrt von Ponte Galera gönnen. Signor Bartolo aber kroch in die Speisekammer, verriegelte die Thür, putzte und rieb den Ring, bis der Arm ihm ersahnte, und träumte dann vor sich hin. Ein großes Geschäft, das der Ahnungslose ihm da ins Haus gebracht hatte. Wenn man ein Bißchen wartete . . . Gewiß war der Ring unter Brüdern, als Rarität, seine tausend Lire werth. Nur blieb der Handel gefährlich; und Bartolo hatte sich nie mit unsauberen Sachen abgegeben. Einen bescheidenen Schmuggelgroßchen nimmt Jeder mit, der ihn haben kann. Dies aber konnte als Todsünde ausgelegt werden. Schon ging das Gerücht, der Fischerring sei verschwunden; die camera papalis war in Aufruhr; alle Stuben, Truhen, Winkel wurden durchstöbert und Niemand konnte wissen,

wie weit die Untersuchung sich erstrecken würde. Nein. Das durfte er seinem Pietro nicht anthun; seinem Einzigen, für den er sparte und sorgte. Der sollte Besseres werden als sein Vater, sollte, wenn er das *Almo Capranicense* verließ, für die höchsten Ehrenstellen im Heer der Kirche gerüstet sein. Dann . . . Wie Erleuchtung kam über den Alten. Ist ein Zeichen himmlischer Verheißung? Wie käme sonst dieses Sinnbild höchster Gewalt an ihn? Und ein Fischer hatte es, von Sankt Peters Gewerbe ein schlichter Mann, ihm gebracht. Des Herrn zu harren, ist Pflicht. Wenn der Tag der Weißen herangewacht ist, wird der Vater dem frommen Jüngling den Ring an den Finger stecken; und frei mochte dann Pietro über sein Eigenthum schalten.

Das Collegio Capranica . . . Da war der Knabe erzogen worden, dessen Name jetzt, vor und hinter den Drethürmchen der abgesperrten Wahlstätte, auf allen Lippen lag: Mariano Rampolla del Tindaro. Den schlanken, schwächtigen Kleriker mochte man sich auf Goldgrund gemalt denken; ein Flügelpaar noch: und das Auge träumte den echten *Fra Angelico*. Auch ihm, der am siebenzehnten Augusttag ins sechzigste Lebensjahr schreiten wird, ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Dem fernen Betrachter scheint er noch jung; die hagere Gestalt hält sich straff, der Blick leuchtet, wenn sich das Lid einmal hebt, wie eines Dreißigers und erst in der Nähe sieht man, daß auf den weiten Flächen dieses stillen, in strenger Zucht an lächelndes Schweigen gewöhnten Antlitzes Krähenfüße gescharrt haben, bei Tag und bei Nacht. Ein Kopf, den Keiner vergift, jedes Künstlers Entzücken und Sehnsucht, aber längst kein zarter *Beato* mehr; eines anderen *Giovanni* erinnert vor dieser dunklen Größe sich das Auge: *Cimabues*, der den Heiland und den Evangelisten von Pisa schuf. Und doch ist etwas ganz Modernes in dieser Menschenhülle; Etwas, daß kein Primitiver und kein Florentiner der *Hochrenaissance* zu geben vermocht hätte. Ein Räthselwesen; weltmännisch und priesterlich, elegant und doch unfrei in der Geberde, fast unirdisch körperlos und dennoch in allen Erdenränken heimisch; unter den Brauen eine Flamme, vor der Männer erschrecken, und um den Mund oft das fromme Lächeln friedlicher Puttenköpfchen. Einer, unter dem auf steilem Ritt einst ein Flügelroß stürzte und der seitdem in der Ebene bleibt, auf der sicheren Heerstraße, die das Dogma dem Gläubigen weist. Jesuiten waren die ersten Lehrer des Knaben aus altem Sizilianergeschlecht. Von ihnen lernte er früh, daß es den Priestern ziemt, blind sich der Vorsehung anzuvertrauen, *perinde ac si cadaver essent, quod quoquo versus ferri et quacunque ratione*

tractari se sinit. Keiner hat je lieber und besser gehorcht. Für den harten Dienst in der Truppe Lohalas war Mariano zu schwächlich; er wäre gern den Weg des Ignatius gegangen, hätte gern in einer schwarzen, braunen, weißen Kutte nur der Ordensregel gelebt, aber die Vorsehung wollte seine junge Inbrunst im Gewirr weltlicher Händelpanzern. Nur der Ruf unermüdlichen Fleißes folgte ihm nach Madrid in die Nuntiaturn. Doch Simeoni, der Nuntius, merkte bald, daß man ihm keinen Dugendmonsignore geschickt hatte, und erbat sich, als er zum Kardinal und Leiter der Propaganda ernannt ward, den bewährten Beistand auch für das wichtigere Werk. Rampolla wurde Sekretär der orientalischen Abtheilung und wußte mit sanfter Gewalt den Streit zu enden, der in Armenien die Bischöfe trennte und, zum Schaden der Römischen Kirche, gegen einander trieb. Jetzt wurde ihm nicht mehr nur Ausdauer und Emsigkeit nachgerühmt. Der Mann, der allem Prälatengeflätz fernblieb, nie in den Vorzimmern lungerte noch nach Neuigkeiten schnüffelte, der nur sichtbar wurde, wenn Pflicht ihn rief, war aus anderem Stoff als der Haufe der Müßiggänger und Streber, die, um ja nichts zu versäumen, beim winzigsten Geräusch den Kopf durch die Thürspalte stecken und wonnevoll grinsen, wenn sich in ihrem Gespinnst eine armselige Fliege gefangen hat. Der Sekretär kannte jede Altenseite, sah hinter dem Buchstaben die Hand, die ihn geschrieben hatte, hinter der Klage den Kläger mit seinem besonderen Temperament, fühlte im dichtesten Wortgeknäuel das allein Wesentliche und war früh ein Meister in der Kunst des Schweigens und Hörens. Solche Gaben konnten im Vatikan, wo für die Auslese der Tauglichsten besser als in Laienreichen gesorgt ist, selbst unter Jacobinis Staatssekretariat nicht unbelohnt bleiben. In Madrid waren Fehler gemacht worden. Simeonis Nachfolger, Monsignore Bianchi, hielt offen zu den Karlisten und zog sich den Unwillen des Königs Alfonso zu, bei dem er beglaubigt war. Unklügeres war nicht zu ersinnen; wer die Kirche vertritt, darf sich nicht von persönlicher Neigung und Abneigung leiten lassen, sondern soll warten, bis der Sieg einen der Kämpfenden krönt und entscheidet, wo überlieferte Glaubensschätze vor Stürmen geborgen sind. Pius war tot; und der Greis, der nach ihm die Tiara trug, wußte schon damals, daß Legitimität ohne Macht nur ein Schemen ist und fruchtlose Thorheit jedes Bemühen, das Schifflein Petri an vergängliche Staatsformen zu ketten. Bianchi würde im Heiligen Kollegium unschädlich sein; für Spanien aber paßte nur ein Geschmeidiger, der sich nicht verdrießen ließ, Fädchen um Fädchen sacht zu entwirren. Leo ernannte Rampolla zum Erzbischof in partibus von Herakleia und bot ihm die Nach-

folg Bianchis an. Der noch nicht Bierzigjährige erschraf; er war eben erst zur Kongregation der außerordentlichen Kirchengeschäfte versetzt worden, hing an seiner Arbeit und scheute die Rückkehr ins Getriebe eines weltlichen Hofes. Doch: „Dein Wille geschehe!“ Perinde ac si cadavereset. In Madrid eroberte er, trotzdem er höfische Feste mied, schnell wieder den verlorenen Boden; er schien mehr Priester als Diplomat und hatte vielleicht gerade deshalb bald das Ohr Alfonsos und der Königin, die ihm dankbar blieben, weil er den Gemeindegewist endete und die karlistischen Bischöfe zwang, das Herrschaftsrecht der jüngeren Bourbonen anzuerkennen. Fast fünf Jahre lang wirkte er still in Madrid. Dann wurde er in Purpur gekleidet und hieß nun Kardinal-Staatssekretär. Schon war er eine Hoffnung; achtzehn Kardinäle scharten sich um ihn, und als er das schwere Amt des Staatssekretärs annahm, wisperte es hinter seinem Rücken: „Der ist nicht ehrgeizig; sonst hätte er abgelehnt und im nächsten Konklave mühelos eine Mehrheit gefunden.“ Das war 1887. Seitdem sind die Namen Leo's und Rampolla's kaum noch von einander zu trennen. Als eins der weltgeschichtlichen Paare leben sie in der Vorstellung der Menschheit. Der Sekretär war klug genug, nur das Werkzeug des Papstes zu scheinen, demüthig genug, ihm alle Ehre zu gönnen, Groll und Haß aber auf sich zu nehmen. *Os tuum et caro tua sum.* Ein treuer Knecht. Und Mariano Rampolla wollte immer nur Priester sein und lächelte mitleidig, wenn Freund oder Feind ihn einen Politiker nannte.

Er soll auch gelächelt haben, so oft Günstiger ihn als Nachfolger Leo's grüßten. Ein Staatssekretär, der die Geschäfte führt und sich, mag er noch so christlichen Sinnes sein, durch Handeln und Unterlassen Feinde machen muß; und gar einer, der allmächtig scheint, weil er einem hinfälligen Herrn diene und weil Niemand ahnt, wie störrisch ein Greisenhirn sein kann, wie eifersüchtig auf Jeden, der mit fester Hand nach dem Steuer greift. Nein: auf Pecci folgt nicht Rampolla. Die Kardinäle, die einem ungebrochenen Mann von sechzig Jahren ihre Stimmegaben, müßten auf das *Triregnum* verzichten. Eine Mehrheit entsagt nicht gern aller Hoffnung. In schlimmer Zeit schweigen solche Bedenken und gemeinsame Noth flüchtet zu dem Stärksten. Doch Leo hinterließ ein gesichertes Erbe, das selbst fromme Einfalt ohne Gefahr eine Weile verwalten konnte. Auch im Konklave regt sich die *rerum novarum cupido*, in der Joachim Pecci eine Großmächterkannte; der Fremde, Unbewährte gilt da leicht mehr als Einer, der anderthalb Jahrzehnte lang dem Auge Angriffsflächen bot. „Rampolla Papst? Der wars ja schon seit 1893“: die witzige Antwort eines Würdenträgers traf den Kern. Dazu kam der Wunsch, endlich

wieder einen Praktiker zu krönen, Einen, der die Bedürfnisse der Diözesen aus eigenem Erleben kennt; selten wird eine Armee sich ein Oberhaupt wählen, das im Bureaudienst lange der Truppe entfremdet ward. Solche Erwägung war wichtiger als die Frage nach dem politischen Glaubensbekenntniß. In Kinderstuden mag man träumen, kluge Kirchenfürsten hätten keine andere Sorge als die, ob ihr Kandidat Deutschland oder Frankreich zärtlicher liebe, dem Dreibund oder dem Zweibund vom Himmel den Sieg erflöhe. Leo hätte vergebens gelebt, wenn nicht einmal den seinem Throne Nächsten, von seinem Willen mit dem Purpur Geschmückten die Lehre eingeprägt wäre, daß Form, Verfassung, Gruppierung der Staaten wechselt und ewig unwandelbar nur die Kirche ist. Deren Vortheil ist zu suchen, mögen darüber auch Reichein Stücke gehen und Kronen zerbröckeln. Immer das selbe Ziel; nur die Methode hat sich der Zeitstimmung anzupassen. Gregor der Siebente rief dem Bischof von Metz zu, die Macht der Könige stamme von Teufelsknechten, die durch frechen Raub, Treulosigkeit, Mord, durch Gräuelt thaten jeglicher Art die frommeren Nebenmenschen unterjochten. So spricht Rom längst nicht mehr; doch die Ehrfurcht vor zufälligen Eintagsgebilden ist in tausend Jahren nicht gewachsen und heute noch ist Weisheit in dem Wort unseres Dichters: „Vom Vatikan herab sieht man die Reiche schon klein genug zu seinen Füßen liegen, geschweige denn die Fürsten und die Menschen.“ Deutschland konnte die leise Geschäftigkeit, Oesterreich das schüchterne Beto sparen. Auch ohne so übereifrigen Drang wäre Rampolla nicht Papst geworden. Er ist zu jung, zu stark, der Pfarralltäglichkeit und dem Wust ihrer Vorurtheile zu weit entrückt. Wer möchte das Gloria in excelsis von Lippen hören, die sich im Salon der Frau Friedländer aus Breslau zu weltmännischem Geplauder zu öffnen pflegten? Wo Mehrheit entscheidet, hat der Tüchtigste nicht viel, der Bequemste Alles zu hoffen. Wahrscheinlich wäre ein vierter, vielleicht ein fünfter Wahltag verstrichen, wenn die Erkrankung des Primas von Spanien die alten Herren nicht in Angst gejagt, die grause Möglichkeit, morgen im heißen Zellengefaß mit einem Toten zu hausen, die Einigung der Stimmen nicht beschleunigt hätte. Auch dann aber wäre auf Pecci nicht Rampolla gefolgt.

Giuseppe Sarto ist der Mann der Mehrheit, war so geschaffen, ihr Mann zu sein, daß er vorher schon im sozialdemokratischen Avanti als Leos Erbe Unfrommen verkündet wurde. Kleiner Leute Kind, der Vater ein Bote und Hausbesorger, die Schwestern an Dorfschänker und Hausirer verheirathet. Ein gutmüthiger, strenggläubiger Herr, der sich den christlichen Sozialismus nicht zu nah kommen ließ und von Reformen und Modernisir-

ungen nichts hören mochte; als Patriarch von Venedig lebte er recht behaglich, doch ohne Prunk, liebte sein Spielchen, gab nie ein Aergerniß und that pünktlich, was ihm die Pflicht gebot. Er ist niemals im diplomatischen Dienst verwendet worden, spricht außer dem Bischöflichen Kirchenlatein keine fremde Sprache, kennt kein fremdes Land, kaum eine andere Provinz als sein geliebtes Venedig, geht ins neunundsechzigste Lebensjahr und hat unter Fettpolstern ein sieches Herz. *Ecce sacerdos...* Flink kränzt ihn die Legende. Er hat in Venedig den König, hat Prinzen des Königshauses begrüßt (so thaten, wenns nöthig wurde, alle Bischöfe, deren Diözesen nicht zum Gebiete des früheren Kirchenstaates gehörten): also wird er mit den Savoyern sicher schnell Frieden schließen. Er bewundert Deutschland, wird Frankreich die Privilegien nehmen, mit denen die älteste Tochter der Christenheit so lange den verblühten Reiz aufpuken durfte, und die von Rampollas Tücke gefesselten Geister aus dem Tyrannenjoch lösen. Ein liberaler Papst! So wurde einst auch Joachim Pecci genannt. Der hatte als Bischof in seinem Palast Gioberti empfangen, den Feind der Jesuiten, den Apostaten und Ontologen, hatte in Perugia eine Totenmesse für Savour erlaubt, mit Bonghi verkehrt und immer auf gute Beziehungen zu den Staatsbehörden gehalten. Ein Liberaler, sagten die Freunde, ein Jakobiner, die Feinde. Aber Sarto ist von ganz anderem Schlag. Kein Politiker. Das Herz auf der Zunge. Unfähig jeder Verstellung. Ein wirklich Liberaler und Gottes schlichtester Knecht. Und der so Gepriesene folgt nun auf den modernen Papst, der die stärkste Organisation der Menschengeschichte in langer und leiser Arbeit dem Bedürfnis des neuen Tages angepaßt hat. Für dieses ungeschulte Auge wurden die Schätze höchster Kunst gehäuft. Diesen erklärten, unter dem Drängen des Jüngsten Gerichtes, heilige Männer zum Führer. Vor ihm beugt sich, als Erzpriester der Basilika, der feine, gebildete Diplomat Mariano Rampolla zum Fußfuß. Und am Finger Sartos, des zehnten Pius, funkelt der Fischerring, zu dem der päpstliche Hofjuwelier Farnani gleich nach der Wahl das Maß nehmen mußte.

„Ganz wie der alte“, denkt Bartolo, der sich nicht allzu weit von der *sedes gestatoria* ein Plätzchen gesichert hat. Mit der Gestalt und der Stimme des neuen Herrn ist er zufrieden. Nur wirds im Vatikan gewiß noch kärglicher werden. Wer in der Hütte geboren ist, findet sich im Palast nicht zu recht. Der Sizilianer, der da drüben so inbrünstig zum Thron ausblickt, ganz Priester, ganz willenloses Werkzeug in des Höheren Hand, wäre ihm lieber gewesen. Doch hat Pietro ihm nicht erzählt, wie viele Päpste Hildebrand krönen ließ, ehe er selbst nach dem Goldreif griff?

„Der Papst ist nach der Krönung in tiefe Ohnmacht gefallen!“
 „Der machts nicht lange. Pius der Zehnte ist nicht Pio Mono.“

Unter dem Pontifikat Gregors des Siebenzehnten, da das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts dem Ende zuneigte, in einem heißen, trockenen Sommer zog sichs zusammen. Unrast scheuchte Menschen und Gethier aus träger Ruhe. Mischwachs und Seuchen plagten das Land und die dörrende Fiebergluth schien nicht weichen zu wollen. Alles schwieg; die Schwäger selbst und die klatfschüchtigen Gebatterinnen hielten den Athem an, als fürchteten sie, durch ein lautes Wort die düsteren Schreckensreiter noch näher heranzurufen. Da klang von der Küste her durch das stille, in tödtlichem Entsetzen erstarrende Reich. Eine zornige Stimme, wie des Wüstenpredigers im harenen Rock. Zu Kasteiung und strenger Buße wurde das Volk gemahnt, das sein Elend frevelnd verschuldet habe. Denn es sei vom wahren Glauben abgefallen und friste auf heiligem Boden ein schändliches Leben; und von den Hirten kümmerge keiner sich um die seiner Hut anvertrauten Seelen. Der aber sprach, war selbst ein Hirt, eines Sprengels Seelsorger; und schonte doch nichts, wagte, in Beilichenfarbe und Purpur Gelleidete zu richten, und schickte den Hürnruß bis nach Sankt Peters schimmernden Burg. Allzu weltlich, großte er, ist Euer Treiben und heidnisch fast. Wo laßt Ihr, daß Jesu Jünger den Leib in Brofat hüllten und die Renden mit ~~Wol~~gestein gürteten? Daß sie sich in buntem Ausruf je zur Schau stellten? Bei leckerem Mahl saßen und von ihren Nächsten sich, gleich asiatischen Bildgöttern, huldigen ließen? So pflegten sie nie; so that auch der Meister nicht, dem sie in Demuth, doch nie als Sklaven dienten. Gehet hin und wandelt wie sie: arm unter Armen. Die Zeit ist wieder erfüllt; und so Ihr Euch nicht zu schneller Einkehr entschließt, wird, auf einen Wink vom Welken-thron herab, die beseelte Natur das Otterngezücht ausspeien. Und Du dort auf Petri Stuhl, Du Fels, der den Kirchenbau tragen solltest: wie morsch ward Deines Scheinwesens Grund! Einem übertünchten Grab gleicht Dein öder Palast mit dem Drohnengetriebe; und nichts denn Leimen nur ist all Dein unfruchtbares Gepränge. . . . Kein Lebender hatte je so kühne Sprache gehört; und was Märthreremuth auf die Zunge legt, verhallt niemals völlig ins Leere. Ein Summen entstand und allerlei Volk sammelte sich um den Neuerer, der so ruhig dastehet, in seinem Priesterkleid, so sicher, als könne

keine irdische Gewalt ihm auch nur die Spitze des Haares krümmen. Prophet oder Narr? Heiliger oder Ketzer? Doch er predigte die reine Lehre und nichts war in seinen Worten, gar nichts wider das Dogma. Was verkündet sei, solle verkündet bleiben; auch immaculata conceptio, Syllabus, Unfehlbarkeit seien wie urälteste Glaubensschätze fortan zu ehren. Von den Priestern nur komme, nicht von der Verkündung, das Aergerniß; drum zwingt die harte Pflicht, persönlich gegen Personen zu kämpfen. Was nütze die Heuchlergeherde des Knechtgefühles, da die Klerisei doch am Herrtentisch prasse? Was der Nothruf jedes Erwählten: *Non sum dignus*, — da sich Jeder doch würdig findet, Sanct Peters Schlüsselgewalt zu üben? Und wenn ihm erwidert werde, durch welche That er selbst denn würdig geworden sei, als Richter unter die Fürsten der Kirche zu treten, so müsse er, redlicher als Mancher, der sich den Fuß küssen ließ, sprechen: *Non dignus sum*. Der Herr aber könne sich auch im winzigsten Gefäß offenbaren. Und gab der Himmel nicht ihm ein Zeichen besonderer Gnade? Nicht ihm den Ring, den der große Papst bis zur letzten Weihhandlung am Finger trug? Nach alter Sitte wird dieser Reif, sobald der Pontifex im Sarg ruht, in Stücke zerbrochen. Und der eine hier, von allen der einzige, blieb unverfehrt. Jeder mag ihn betrachten, betasten . . . Ein Wunder! Wahrlich: Dieser ward als Richter gesandt. Weisheit spricht er und rügt nur, was alle Gerechten längst schon beaufzten. Deshalb die Plage, Mißwachs, Hunger und Pestilenz. Hörten sie nur auf ihn! Doch die Großmächtigen am Tiber verstopfen das Ohr und kein Echo bringt in den Borgo. Der Mahner aber ruht nicht, schürt die irren Flämmchen und legt die Zündstoffe mit weißglühender Schaufel zusammen. Und zum Brausen wird das Geseumm, zu wildem Geheul; und es ist, als flehe eine Menschheit zum letzten Male in bleicher Noth und als müsse der brünstigen Bitte rasch der Ruf zu grausamster Waffenwehr folgen.

... Am Tiber sitzt Einer, der sein Ohr nicht dem Geheul sperrt. Von allen der Mächtigste. Das Gesinde, das bunte Heer der Kongregationisten, Erzbischöfe und rothe Eminenzen betteln: er möge dem Unfug ein Ende machen. Vors Prälatengericht den frohen Lasterer, den gefälschten, im Trödel erschacherten Ring auf den Schindanger: schnell werde die alte Ordnung dann wiederkehren. Gregor lächelt nur; und keines Mundes Macht wischt dieses leise Lächeln sicheren Wollens weg. Gregor kennt Menschen und Welt. Die Zeit der Ketzergerichte ist unwiderbringlich dahin; und jede Kraft, auch die in wüthester Zornis gelöste, muß der Kluge jetzt zu nützen versuchen. Keine hochnothpeinliche Anklage, kein neues Blatt mehr im Martyrologium.

Der Schwärmer steht vor dem Papst.

„So war auch ich einst... Und wo ist Dein Kleinod, der Zauberring der Dir die Menge zutrieb? Er ist echt. Und ich will nicht fragen, wie er an Dich kam. Genug: er ist Dein und Du magst an Dein Juweliervunder glauben. Der ihn trug, hatte den Muth, als Greis noch vom alten, durch tausendjährige Tradition geheiligten Pfad abzubiegen. *Rerum novarum semel excitata cupido*: Das war sein Wort. Damit, meinte er, müsse auch Rom rechnen lernen. Und die Wuth der Neuuerung packte jetzt den Erben des Ringes. Wäre nur Alles auch neu, was Du, brennenden Bergbündeln gleich, in die Seelen schleuderst! Aus Neuem leimt Frucht. Du aber... Dein Papst soll der Lehre Jesu getreulich nachleben, allem Glanz entsagen, den Palast den Darbenden öffnen und unter Armen als Armer hausen. Dünkelst Du Dich stolz den Ersten, der Solches träumt? Weißt nicht, daß unzählige Weltflüchtlinge und Welthasser seit Bernhards Tagen uns diese Botschaft brachten? Und staunst nicht, wie das grauseste aller Wunder, die Gewißheit an, daß Keiner von ihnen Gehör jemals fand? Keiner, amice, konnte Gehör finden. Glaube mir: die kalte Pracht wärmt mich nicht und gern ginge ich im Finnenkittel den Dornenweg, statt hier wie ein heute gehätschelter, morgen verwünschter Göke zu thronen. Nur in der Liebe, die Deinesgleichen Dir freiwillig schenkt, wohnst Du, merke Dir's, warm. Doch uns blieb keine Wahl. Was in Asien eine des Weltunterganges gewärtige Menschheit, einen thatschauen und wortgläubigen Stamm band, taugt nicht für ein Universum, dem in Aeonen vielleicht die letzte Sonne aufgehen wird. Petro sollen wir gleichen? Wo ist Petri Gemeinde? Wo auf dieser Erde das dem Reichen verschlossene Paradies, dessen Fülle den Armen labt? Die Hungernden knien vor neuen Heilbringern und neuen Kreuzen und sind uns verloren. Unser Anhang will die Grimasse des Gottes sehen, sein eigenes Ebenbild in Glorie und Pomp. Jahrtausende lang haben die feinsten Hirne an dieser Umwandlung eines Axiatenideals gearbeitet; und eh Du nicht Besseres findest, mein Sohn... Nimm Deinen Ring. Dir warb die Dürre Bewunderung. Wenn wieder Regen den Acker düngt, wirst Du, unseliger Fischer, vergebens nach Menschenseelen die Angel strecken.“

Ein Lächeln noch; nur ein Cimabue malt uns diesen modernen Papst.



Der Stern des Menschen.

Die Erde sinkt. Im Luftschiff schweben wir über das Land. Dörfer und Städte, Wälder und Wiesen gleiten unter uns fort. Alles Kleine und Nebensächliche ist verschwunden, eine bunte Landkarte breitet sich aus und in großen, weithin sichtbaren Zügen lesen wir von der Erde ab, was Alles das Ameisengewimmel dort unten that. Wie eine zweite, klarere Schöpfung nimmt es sich aus. Die erste gaben die kreisenden Wasser. Sie, die mit Pässen und Thälern die Gebirge durchschnitten und das Netzwerk der Bäche und Ströme über alle Länder streiften. Aus unserer Höhe überschauen wir den Filigranstil dieses Netzwerkes, seine grotesken, unruhigen Silberlinien, über die der Mensch sein Schöpfungsgewebe ausgespannt hat. Auch dessen Stil erkennen wir hier. Kein willkürliches Hin und Her mehr, kein Spielen mit der Form: die gerade Linie, Bewußtsein und Klarheit herrscht überall. Wir schweben über eine Großstadt hin, überblicken ihren Grundriß: und der Grundriß ist wie ein Modell. Nicht ganz vielleicht im Mittelpunkte der Stadt. Dort zeichnet sich das Straßennetz noch unruhig, in Windungen, die fast an den Stil der kreisenden Wasser erinnern. Nach außen hin aber herrscht die gerade Linie, die bewußte Form; und wir wissen: dort im Umkreis liegt die Neustadt. Nach ihrem Bild wird langsam auch das Centrum umgeschaffen werden, nach ihrem Bild gestaltet sich Alles, was an Siedelungen und Städten im freien Lande neu entstehen wird, und Alles, was dazwischen liegt. Wir sehen die Linien der Eisenbahnen und Landstraßen, wie sie die Wälder durchschneiden, Berge zur Seite schieben, die breitesten Flüsse überbrücken. Und immer wieder ist es die gerade Linie, dieser harte, eigenwillige Stil, der so unbekümmert um den älteren das Land nach seiner Weise muftert.

Und der den alten Stil verdrängt.

Von einem Fluß zum anderen ist dort eine Linie gezogen. Ein Kanal. Es ist nur ein winziger Theil der Lebenskraft, der da dem kreisenden Wasser entzogen und dem neuen Stil dienstbar geworden ist. Aber auch Das ist Modell. Die mächtigen Gewalten, die das feste Land so sicher umzeichnen konnten, werden auch stärkerer Massen noch Herr. Immer mehr von der alten Lebenskraft wird hinüberströmen und dem neuen Stil gehorchen, wie immer weitere Länder umgeformt werden nach dem Muster des Stückchens Kulturlandes unter uns. Und das Ende? Ein Stern, marsähnlich umgewandelt, in dem nichts, nichts mehr an die alte Welt erinnert, an den Filigranstil des silbernen Wassergewebes.

Es fällt nicht schwer, das Alles abzulesen aus der schon sternengroßen, sternenklaaren Schrift des Landes unter uns. Die Aussicht auf das Ziel wird frei. Trüber schon ist uns der Ausblick ins Vergangene. Wie diese

Menschen, denen die Planetenkraft jetzt in Strömen zufließt, in harter Arbeit um Tropfen dieser Kraft ringen mußten. Und doch enthält die Bilderschrift dort unten auch Andeutungen aus jener Zeit. Wälder gleiten unter uns fort. Wie kleine grüne Seen liegen sie da, unscheinbare Reste eines mächtigen Meeres, die vergessen liegen blieben, während das Meer längst abströmte. Ergänzen wir aus diesen spärlichen Resten das ursprüngliche Bild. Wald an Wald soll an einander wachsen übers Land hin, ihr Grün soll zusammen schlagen über Städten und Dörfern, soll all die geraden Linien des neuen Stils fortwischen wie eine Kreideschrift.

Was sehen wir? Der alte Stern, der Stern noch nicht des Menschen tritt hervor in wunderbarer Klarheit. Das reiche Geäder der Ströme und Flüsse, in der bunten Landkarte heute nebensächlich, charakterisirt das ganze Land. Ein herrlicher Zweifarbendruck in Grün und Silber. Es verlangt schon ein scharfes Auge, in diesem Bilde die wenigen Spuren zu entdecken, die Kunde geben vom Dasein des Menschen. Aber wir erkennen sie endlich. Von stillen Buchten, kleinen Inseln her steigt schwacher, blauer Rauch auf und erzählt uns von uralten Menschen siedelungen, von Pfahlbaudörfern.

Sie haben etwas Elendes, Erbärmliches, die winzigen Kraftcentren der alten Pfahlbausiedelungen, inmitten der rauschenden Pracht der Urwälder und der noch ungedämmten Kraft der strömenden Wasser. Dennoch: von hier ging sie aus, die Kulturgeschichte der Menschheit; in lückenloser Folge reiht sich von hier aus Eins an das Andere, bis wir zum zwanzigsten Kulturjahrhundert kommen, das den Stern des Menschen so klar schon dämmern sieht.

„Viel Gewaltiges lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“ An das stolze Sophokleswort möchten wir denken, sehen wir so Endbild neben Endbild. Und wirklich: man hat daran gedacht. Die Geschichtschreiber, die noch immer Geschichtschreiber sind, haben ihm hundert und aberhundert Variationen erdonnen. Der Glaube an den „siegreichen Kampf des Menschen gegen die Mächte der Natur“, wie man es weniger sophokleisch nennt, ist das geistige Band, das die Theile ihrer exakten Forschung zusammenhält. Ueber den Heroenkult, die tiefste aller bisherigen Geschichtsauffassungen, spotten sie heute in den Schulen; am Menschenkult aber hält ihre Eitelkeit um so fester. Aber dieser Menschenkult ist etwas Vorgalileisches, mindestens Vorlamarckisches; und eine scharfe Auseinandersetzung mit solchem Aberglauben ist die erste Aufgabe für den Kulturhistoriker, der ein Ohr hat für die Harmonie der Sphären, dem die Erde nur ein Stern ist unter Sternen.

Noch einmal der Zweifarbendruck in Grün und Silber. Die Wälder beherrschten damals das Land so ganz und gar wie heute die von den Großstädten aus organisirte Menschenkraft. Auch diese Wälder hatten ihre Geschichte. Blicken wir doch rückwärts, visiren wir die Zeit, in der die Wälder so kümmerlich anfangen mußten wie die Menschen in den Pfahlbaudörfern.

Was sehen wir nun? Wo heute das Gewebe des Menschenverkehrs sich breitet, wo ehemals Urwälder rauschten, erstrecken sich weite steinerne Wästen, fast ungeliebt noch. An den Bergklippen nagen Firnpolypen, an den Küsten brandet ein lauterer, leidenschaftlicherer Meer. Die Wolken, die von der See heranrücken, sind schwärzer, gigantischer als alle, die wir kennen. Von tollen Orkanen werden sie übers Land, das totenstarre Land geschoben, und wenn sie sich dort entladen, rast es wie Sintfluthen über die Steine hin und spült Riesenblöcke wie leichte Kiesel fort. So scharf wir hinsehen mußten, um aus dem Urwald die ersten Menschenniedelungen herauszufinden, müssen wir auch hier suchen, ehe wir in dieser Cyclopennatur die ersten Waldbansäue entdecken. Zwischen Meer und Land, in sumpfigem Küstengebiet, hat es mühsam Wurzel gefaßt. Klapperdürre Baumgestelle, Baumgespenster, ohne Laub noch, ohne reiches Geäst: Das sind die Urwaldsahnen; so fing die Geschichte einer Art an, die dem Erdenstern eine neue Metamorphose geben sollte.

Die Pflanzen haben eine Seele. Das begreifen wir ja endlich. Wenn sie nun auch Gedächtniß hätten und philosophisch denken könnten: wie würden sie sich wohl die Geschichte ihrer Art ausdenken? Und wenn sie zu einem Baumkult kämen, wie wir zu einem Menschenkult: dürften wir darüber lächeln? Ein „siegreicher Kampf gegen die Mächte der Natur“ war es auch hier. Denn die Wolkengespenster wurden lichter und friedlicher, je mehr des Landes die Wälder sich eroberten. Die Wasser rasten weniger toll, sie wurden in bestimmte Bahnen hineingezwungen, eine dichtere Atmosphäre kam über die Erde und dämpfte den Lärm der Orkane. Und all Das hatten die Wälder gethan, die ihre Völkerwanderungen, ihre Belagerungen schlimmen Gebietes, ihre Rassen, ihren Fortschritt, Alles hatten so wie wir.

Mehr als eine solche Umwandlung ließe sich aufweisen aus der Lebensgeschichte der Erde und immer wieder würden wir uns mit Hestigkeit wehren gegen den Glauben an einen „siegreichen Kampf gegen die Mächte der Natur.“ Nicht gegen die Erde, sondern durch die Erde schufen Bäume oder Vulkane oder Eiszeitgletscher, was sie an der Erde modeln konnten. Soll es nun plötzlich so anders sein, wenn die planetare Kraft Anzapfpunkte in einer anderen Gestalt sucht, der Gestaltung Mensch? Nur eine Metamorphose scheint uns, was die Urwälder, die Länder wie einen Pelz überbedend, der Erde wurden: nur eine Metamorphose, auf die wir uns so wenig einzubilden haben wie die Bäume jener Wälder, ist es, wenn wir die Landkarte heute so gründlich umzeichnen können, umzeichnen müssen. Ein stilles Hinübergleiten der Kraft, nichts weiter. Es sind keine heroischen Bilder, in denen sich dieses Hinüber am Anfang der Geschichte unserer Art zeigt, da das Thierreich die kleine Selte der Menschenaffen erstehen sah, und nicht heroischer sind all die stolzen Bilder, die sich über den Stern des Menschen breiten.

Wilmerdorf.

Willy Pastor.

Grillparzers Epigramme.

Der furchtbare und ergreifende Gesang, den im Schlusssatz der Faust-Tragoedie die Sorge an den greisen Faust richtet, bezeichnet die Gemüthsstimmung, in der von allen unseren großen deutschen Dichtern Grillparzer sich mit Heinrich von Kleist zusammen wohl am Festesten befunden hat:

Soll er gehen? Soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte;
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefher . . .
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen . . .

Grillparzer lebte in jener Allgemeinstimmung des Hypochonders, den die ersten Worte des Sorgengespenstes charakterisiren:

Ewiges Düstre steigt herunter . . .
Bei vollkommen äuhern Sinnen
Herrschen Finsternisse drinnen
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen . . .
Glück und Unglück wird zur Grille . . .

Grillparzer hat unter dieser andauernden Verstimmung um so mehr gelitten, als er später in seiner Kunst eine Befreiung davon nicht mehr fand; und weil er alles Subjektive aus seiner wichtigsten, der dramatischen Kunstäußerung streng verbannte. So hatte er als Ablagerungslöcher für seine Leiden nur seine Gedichte und die Epigramme, die, bei Lebzeiten nicht veröffentlicht, aus seiner stillen Junggesellenstube heraus, wie kurze Stoßseufzer, halb wehmüthig, halb ironisch von seinem Gemüthszustand berichten. In seiner Selbstbiographie und in dem Tagebuch aus dem Jahr 1836, worin er ungeschminkt sein ganzes Wesen offenbart, finden wir Ergänzungen zu seinen poetischen Geständnissen. Das Tagebuch von 1836, Reiseerinnerungen an Paris und London, wurde in seinem fünf- undvierzigsten Lebensjahr verfaßt. Der Herbeität, Müdigkeit und Melancholie nach, die darin sich offenbart, könnte es ein Sechziger geschrieben haben. Schon hier läßt sich in vollster Schärfe wahrnehmen:

Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefher.

Er thut hier den sein Wesen charakterisirenden Ausdruck: „Kann man ein Greis und ein Knabe zugleich sein, indeß man das Mittlere zwischen Beiden sein sollte: ein Mann?“ Er macht hier so recht den Eindruck eines Menschen, der sich mit dem faktischen Leben nicht zurechtfinden, der auf der Erde nicht heimisch werden kann. Das ist auch das Gesamtbild, das wir uns aus seinen Epigrammen machen. In der Gegenwart fühlt er sich nicht wohl und von der Zukunft erhofft er nichts. Dennoch bewähret sich sein kritischer Blick an vielen Punkten. Er ist eben ein Gemisch von Vernunftweisen bis zur Pedanterie und Philistrie-

sität und von Romantismus und Sensibilität. Die Zeitalter Josephs und Metternichs haben ihm ihren Stempel aufgedrückt; nicht, um ihn zu Thaten zu entflammen, sondern, um ihn zum selbstgewollten, sich in den „Duft der Träume“ einspinneuden Paria zu machen.

Wenn wir seine Epigramme im Einzelnen betrachten, so dürfen wir nicht vergessen, daß er sensibler Kesthet war und von dieser ausschlaggebenden Seite seines Wesens aus die Dinge um sich herum beurtheilte. Wien, das phäakische „Kapua der Geister“, ist der Entwicklung solchen Kesthetentums besonders günstig; günstiger als Paris, wo die Politik die Hauptrolle spielt. Das praktische Erfassen des Lebens und das feste Zugreifen, das Verstehen von Entwicklungsnothwendigkeiten ist bei solchen Kestheten naturgemäß weit seltener. Ein Beispiel dafür ist Grillparzers Stellung zur achtundvierziger Erhebung. Man sagt hier den Mann ganz falsch, wenn man von Servilismus spricht. Volkserhebungen mit allem Drum und Dran von Gewalt und gelegentlicher Brutalität waren dieser feinbesaiteten Natur ein Gräuel. Eine Demokratie war ihm gleichbedeutend mit Beschmacklosigkeit und Verrohung. Ferner: so sehr er unter Metternichs System litt: das vormärzliche Wien mit seiner an allen größeren Fragen vorbeisclendernden subalternen Gemüthlichkeit, wie er es in seinem „armen Spielmann“ geschildert hat, die Wiege des besten Wiener, Mozarts, es war ihm zu lieb, zu sehr Vorbedingung künstlerischen Schaffens, als daß er es, trotz seinen vielen Schattenseiten, um ein politisches Wien hätte tauschen mögen. Wer weiß: vielleicht war sein Gefühl hier das richtige. Goethe entstammt einer politisch jämmerlichen Zeit. Und die Romantik trieb ihre schönsten Blüthen in elenden gesellschaftlichen Verhältnissen. Wir Deutschen sind nun, wie man zu sagen pflegt, ein mächtiges Reich geworden. Aber wo sind unsere großen Dichter der Gegenwart?

Der reine Kesthet spricht sich in seinen epigrammatischen Betrachtungen über Literatur, Musik, Literaturwissenschaft, Philosophie aus. Wenn er über das Wesen seiner Kunst sagt:

Will unsre Zeit mich bestreiten,
Ich laß' es ruhig geschehn,
Ich komme aus andern Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehn,

so bezeichnet er damit das Unzeitliche, rein Kesthetische seiner Kunst, für die eine von sozialen und politischen Fragen erfüllte Zeit keinen Begriff und keine Werthung hat. So aber verstand er das Wesen der Dichtung überhaupt, und je mehr ihn die Gegenwart abstieß, desto mehr versteifte er sich auf diese rein ästhetische Betrachtung und Erfassung ihrer Aufgabe; desto tiefer zog er sich in den Schmolzwinkel zurück. Es ist nicht Zufall, daß eine doch mehr formal als inhaltlich hervorragende Kunst wie die spanische Lope de Vega ihn immer mehr anzog; die „Jüdin von Toledo“, die Hauptfrucht dieser hartnäckigen Studien, zeigte den Dramatiker schon von der schwächsten Seite und das rein ästhetische Wohlgefallen an der Gestalt der Rahel als stärkstes Moment. So mußte sich Grillparzer zu der literarischen Bewegung des „Jungen Deutschland“, das politisch, sozial durchaus im Gegenwärtigen lebte, in schroffem Gegensatz fühlen. Er hat diesem Gegensatz, der durch seinen Abscheu gegen alles Demokratische, Demagogische noch verstärkt wurde, in sehr kräftigen Versen Ausdruck gegeben:

Reunt sich modern das Lumpenpaß,
Die dichtende Kanaille!
Betracht' ich meinen neuen Grad
Mit seiner langen Taille
Und seh' im Geist der Mode Sturz
In nicht gar weiter Ferne;
Trägt wieder man die Taille kurz —
Wo bleibt da das Moderne?

Das Erfassen der Wirklichkeit, die Sättigung der Poesie mit gegenwärtigem, nicht idealisirtem Leben, vor Allem aber mit sozialen, kulturellen, politischen Fragen schien ihm die größte Gefahr.

Fahrt Ihr im Wirklichwahren fort,
Steht Ihr mit Ziffand an einem Ort . . .

Man braucht diese Worte nicht gerade zu unterschreiben, aber ihre Prophetie hat sich gewiß in manchen Stücken erfüllt. Daß freilich der Romantiker ein solcher Rückschlag des Realen folgen mußte, sah Grillparzer um so weniger ein, als er ja dieser Zeit überhaupt verständnißlos gegenüberstand. Er sah nur, wie Andere, in diesem Fahrwasser stuernd, sich wohlfeileren Ruhm holten, während er, von Goethe kommend, sich immer mehr allein fand. So verfolgte er denn die Wortführer der neuen Richtung, Guplow, Laube, Ruge, Heine, in Oesterreich Anastasius Grün, mit grimmigem Hohn. Er spricht über sie das bittere Wort:

Das Junge Deutschland schnellst empor,
Doch blieben die Deutschen Jungen . . .

Der Widerwille gegen alles Demokratische, alles Demagogenthum übertrug sich ihm auch auf das Volksthumliche in der Kunst überhaupt. Uhlands Volksliedersammlung lockt ihn einen spöttischen Bierzeiler auf diese „Kärnerarbeit, die Mörtel und Sand führt“, ab und für die Volkspoesie hat er nur mißachtende Worte:

Wenn unsere Zeit keine Dichter zählt,
Vermag Das nicht uns einzuschüchtern;
Damit es uns nie an Poeten fehlt,
Erheben wir das Volk zu Dichtern . . .

und weiter:

. . . Der Pöbel erzeugt das Schöne nicht
Noch giebt er dem Schönen Geheiß . . .

Die Beschäftigung mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie vergleicht er einem „Trinken aus Wegspur und Lachen“, während es doch „Brunnen gebe“. Wie sehr er damit am Ziel vorbeischoß, braucht nicht bewiesen zu werden. Die mittelhochdeutsche Poesie war obendrein gar keine Volkspoesie, wenigstens in ihrem Wesentlichen. Auch die Dorfgeschichte bekommt in diesem Zusammenhang Etwas ab. Er konnte oder wollte vielleicht auch nicht sehen, wie manche fruchtbringende Reime hier schlummerten. Merkwürdig und fast ergreifend berührt es uns dabei, daß seine eigene Volksgeschichte, „Der arme Spielmann“, eins seiner werthvollsten poetischen Geschenke ist und daß wir gern ästhetisirende Dramen für weitere solcher Gaben tauschen. Zu welchem ergreifenden Roman hätte er, auf dem Hintergrunde seiner Vaterstadt, sein eigenes Schicksal zu gestalten vermocht! Aber er war zu sehr schwer Metriker, um es zu versuchen: obgleich ein seinem Seelen-

zustand verwandter Roman jener Zeit, den er sehr bewunderte, Constant's „Adolphe“, ihn dazu veranlassen konnte.

Grillparzer begriff also nicht die Nothwendigkeit einer das Aesthetische zunächst außer Acht lassenden Bewegung, wie die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eintretende es war. Er begriff auch nicht, daß wirkliche Dichter die Schätze des Volksgemüthes zu heben bestrebt waren. Um wie viel unverständlicher mußte ihm eine wissenschaftliche Betrachtung der Literatur sein, die in ähnlichem Geist geschah! Gerwinus wird hier immer wieder die Zielscheibe seiner scharfen Pfeile. Wenn er schon 1836 in seiner Selbstbiographie klagt: „Es gab in Deutschland, wie es an Dichtern zu fehlen begann, auch allgemach kein Publikum mehr“, so ist begreiflich, mit welchem grimmen Haß er einen Literaturhistoriker verfolgen mußte, der den Dichter auf seinen Zusammenhang mit dem Nationalen, also nicht vor Allem auf seinen ästhetischen Gehalt prüfte und damit dem Publikum selbst für seinen Geschmack eine Direktive gab, die das rein Poetische zu Gunsten des kulturell oder politisch oder national Werthvollen zurücksetzte. Gerade mit seinem am Reinsten poetisch sich gebenden Werk, „Des Meeres und der Liebe Wellen“, hatte er eine Niederlage erlitten. Dagegen sah er „moderne“ Strebungen Beifall erringen. Man begreift die Stimmung des Dichters und seinen Widerwillen gegen Gerwinus, dem er in leidenschaftlicher Weise sogar Prügel gönnt. . . Aus ähnlichen Gründen war ihm Hegel verhaßt. Er sah in ihm nicht den großen Verkünder des Entwicklungsgebanten, sondern den Verherrlicher des preussischen Staatsgebanten, den Baumeister eines abstrusen Systems, dessen ästhetischer Theil ihm besonders widrig war. Es ist schließlich das selbe Verkommen, wenn er sich von Dunders Geschichte der Griechen mit den Worten abwendet:

Die griechischen Mythen und ihr Wesen
Wird zu erklären niemals glücken;
Einen verschlungenen Faden kann man lösen,
Eine Stickerel aber nur zerpfücken . . .

wie wenn er Hegel spöttisch antwortet:

Du schreibst die Musik zum Weltentext,
Singst, wie, was schon da ist, wird und wächst;
Doch wäre Dein Tonstück nur Schall gewesen,
Hätten wir nicht früher den Text gelesen.

Er fürchtete, den Zauber des Lebens, seine Poesie, durch die Zergliederer zerstört zu sehen. So machte er denn auch gegen die Naturwissenschaft Front, ohne zu bedenken, daß sein großes Vorbild Goethe selbst sich in ihren Dienst gestellt hatte. Von der universellen Bedeutung Goethes hatte er überhaupt keinen rechten Begriff. Er sah am Liebsten den Dichter der „Iphigenie“ und des „Faust“ in ihm und bedauerte, ja, bespöttelte auch den Geheimraths- und Kanzleistil der späteren Jahre, der freilich, wie in den Wahlverwandtschaften, mit Goethes philosophischer Thätigkeit im engsten Zusammenhang stand. Einen Tadel goethischer Universalität finden wir in den entschuldigenden Worten:

Er war nicht kalt, wie Ihr wohl meint,
Nur hielt er die Wärme zu wenig vereint,
Und da er sie theilte zuletzt ins All,
Kam wenig auf jeden einzelnen Fall.

Was er aber über die Nachahmung des alternden Goethe sagt, könnte auch einer gewissen Richtung ins Stammbuch geschrieben sein, die in jüngster Zeit in der Alt männnerweise Goethes dichtet und sich mit vornehm grauer Gelassenheit trotz oft noch recht grünem Alter breit macht:

. . . ahmst Du ihm nach, Du junges Volk,
So laß vor Allem Dir sagen:
Der Schlafrock steht nur Denen wohl,
Die früher den Harnisch getragen . . .

Auch Grillparzer's Verhältnis zur Musik war von seiner ästhetischen Gesamtaufassung bedingt, die, von einigen forcirten Ausnahmen wie im „Bankbanus“ oder im „Goldenen Bließ“ abgesehen, die Rhythmik der schönen Vini als das Ideal des Künstlers betrachtete. Das hatte er von der Mutter her als Mozarts und Haydns Vermächtniß ins Blut bekommen; es war ihm aber auch schon als echtem Wiener vererbt und eigenthümlich. So läßt sich leicht erklären, daß er bei Beethovens „Neunter“ nicht mehr recht mitkonnte und sie nur damit zu entschuldigen mußte, daß ja auch Goethe einen zweiten Theil „Faust“ geschrieben habe . . . Wagners „Zukunftsmusik“ gar war dem verdrießlichen alten Herrn ein wahrhaftes monstrum, ein musikalisches Mondbals, und in einer ganzen Reihe von pasquillenhaft bissigen Epigrammen hat er seinem Unmuth über den neu auftauchenden Meister Luft gemacht. Es klingt schon recht kleinlich, wenn er 1865, als in München die große Heiße gegen Wagner inszenirt wurde, in den Chorus mit den heftigen Worten einstimmt:

Die Agnes Bernauer,
Eine Baderstöchter,
Warfen die Bayern in die Donau,
Weil sie ihren Fürsten bezaubert.
Ein neuer Salbader
Bezaubert Euern König:
Werft ihn, ein zürnender Landsturm,
Nicht in die Isar, sondern in den Schulbthurm . . .

Aber wer wollte es dem alten Manne ernsthaft übel anrechnen, wenn ihm, der seit Jahrzehnten in sich abgeschlossen war, eine Richtung nicht behagen konnte, die das innerste Wesen der Musik, so wie er und unzählige Andere es erfaßten, zu erschüttern schien?

„Nämen wie Mozart noch Geister —: Das wäre der Zukunft Musik“ . . .

Das traurigste Kapitel schlagen wir auf, wenn wir uns der Stellung des Grillparzer zur Musik zuwenden. „Ist die Musik eine Kunst?“ ist. Er war und blieb dem Herrscherhaus, das ihm so schwere Kränke gefügt hatte, treu ergeben. Ja, er verherrlichte diese unbedingte Hingabe seinem „Bankbanus“, der ihm den Vorwurf, Fürstenknecht zu sein, zuzog. Wäre es besser für ihn gewesen, den Staub der Vaterlandserbe von sich zu schütteln und als freier Mann, so weit es damals möglich war, das Glück zu suchen. Besser und stolzer gedacht. Doch er war zu sehr Kind der Scholle, um das „Kapua der Geister“ zu fliehen und ja „chinesischen Mauern“ Wiens sein Heil zu erstreben. So blieb er und vor Jahr sich übergangen, zurückgesetzt und getränkt. „Im Allgemeinen“

er am Schluß seiner Selbstbiographie, „herrschte rüchlich meiner eine Art Blödsinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Werthschätzung mich völlig abgefunden zu haben.“ Reizende Epigramme beleuchteten diese traurige Lage:

Der Postkammer.

Nebenbuhler mir zu wecken,
Zählt Ihr Dienst und Jahre auf.
Esel schätzt man nach den Säcken,
Aber Renner nach dem Lauf.

Das ist gut und bündig. Oder die grobe Erwiderung auf den Trost eines Vorgesetzten, er sei auch einmal jung gewesen und habe warten müssen, habe aber in Geduld gewartet:

Geduldig waren Sie? Das läßt sich hören!
Dagegen fällt mir gar kein Zweifel ein.
Wenn Sie nicht jung ein Lamm gewesen,
Wie könnten Sie ein Schöps im Alter sein?

Er hat Metternichs Politik, dieses Büttel- und Zensursystem, unter dem er so sehr litt, mißbilligt, zu Zeiten gehaßt. Er hat es in einem Epigramm „antediluvianisch“ genannt:

Früh, eh' die Fluth noch in die Welt gebrochen,
Gab es Geschöpfe, ob zwar wunderbar;
Deß zeugen noch fossile Mammuthknochen
Und das System des ältesten Metternich . . .

Als aber die „Fluth“ hereinbrach, die mit diesen politischen „Mammuthknochen“ aufzuräumen bestimmt war, da fand sie ihn nicht eigentlich im Lager der Bekämpfer dieses Systems. Solche plötzliche Eruption des Volkswillens, überhaupt der Gedanke, die Masse auch nur vorübergehend am Ruder zu sehen, war ihm eben stets verhaßt. Sie störten sein auf das Gleichmaß steter Kräfte gerichtetes Wesen zu empfindlich. Auch wollte er nicht einen Moment die Würde des Thrones preisgegeben wissen, sondern glaubte an die Möglichkeit stetig sich vollziehender Reformen. Ein wunderliches Gemisch von konservativem und fortschrittlichem Denken, Festhalten am Alten und Neuerungsbedürfnis bieten nach dieser Richtung hin seine Epigramme. Es kann nicht so weiter gehen: Das ist der Rehrreim. Und doch verhielt er sich ablehnend gegen moderne Institutionen: die Ver- und Verheirathung, die Eisenbahnen. Und die Erweiterung und Neugestaltung Wiens traf ihn wie ein persönlicher Schmerz. Es war gewissermaßen das äußere Symbol für ihn, daß er fremd in einer neuen Zeit stand. Doch wie man auch seine Beurtheilung der politischen Lage seines Landes betrachten und werthen mag: gelitten hat er unter ihr, vor und nach 1848. Die alte Lage bedrückte ihn und in die neue wußte er sich nicht zu finden; ähnlich wie er zu Zeiten Wien floh und doch das Ausland nicht ertragen konnte. Das ganze Unglück seines Lebens ist in das Epigramm zusammengepreßt:

Die Knechtschaft hat meine Jugend zerstört,
Des Geistesdruckes Erhalter,
Nun kommt die Freiheit sinnbethört
Und lähmt mir noch mein Alter.

Karlsruhe.

Albert Geiger.



Phryne.

Eine höchst unsittliche Geschichte.

Ein Priester hat an ihrem Sarge gebetet. Eine „Dirne“, die ihre himmlische Gabe körperlicher Schönheit nupte im Dienst der Erde! Die, ihrem frommen Namen zum Trotz, bis ans Ende in der Sünde verharrte! Keine Glocke hat mit Feierklängen den Weg geleitet, vom kleinen, mit Blumen geschmückten Eckhaus in der Stadt zu dem kleinen, mit Blumen geschmückten Eckchen auf dem Friedhof. Eine Abstrünnige, die ihrem Leben freudlos ein Ziel gesetzt! Die in der Sünden Maienblüthe sich selbst vor des Ewigen Richterstuhl gefordert . . .

Nur Wenige umstanden das Grab und schaukelten die dumpfen Schollen auf ihre letzte Behausung; nur wenige Worte aus Freundesmund gaben ihr den letzten Gruß. Aber als die Blumenhülle hinabsank und das Seil mit widerlichem Klang schnurrte, als ein altes Mütterlein am Rande kniete und zitternd ein paar Beilchen und ein paar Thränen in die Gruft fallen ließ, da wankten mir die Knie, als müßte ich niedersinken neben der alten Frau; da schlug ich die Hände vors Gesicht und weinte, wie ich nicht geweint habe, seit mir die Mutter starb. Denn ich habe Dich lieb gehabt, Du Schöne, Liebe, Heilige, Du!

Sie war eines wackeren Pfarrers einziges Kind. Nur eine schmale Fede trennte die Besizung meiner Eltern vom Pfarrersgarten. Ich entsinne mich kaum eines Tages, wo ich als Kind nicht mit Magda zusammen gewesen wäre. Wir waren unzertrennlich und ich hatte sie „sehr lieb“. Erstens wegen ihrer ichönen rothen Haare, die nach erhitzen Spiel ihr immer wirr um den Kopf hingen wie Feuerzacken. Dann aber liebte ich sie, weil sie „so gut“ war. Ihr größtes Vergnügen bestand darin, Andere zu beschenken. Ich erinnere mich, daß sie eines Sonntages barfuß nach Haus gelaufen kam und freudestrahlend erzählte, sie habe Strümpfe und Schuhe einem armen Jesukindchen geschenkt, das noch weit zu wandern und im Herbstwinde gar so sehr gefroren hätte. Man brauchte sie nur bittend anzuschauen, nur die Hand auszustrecken, so gab sie, was sie hatte. Nur einmal, als ich mir einen Apfel von ihr schenken ließ, ihren einzigen, und sie nachher merkte, daß ich selbst schon einen viel größeren Apfel besaß, da weinte sie bitterlich, — nicht um den Apfel, sondern um meine Gemeinheit.

Als ich das Heimathstädtchen verließ, um das Gymnasium zu besuchen, gab es einen kindlich bräutlichen Abschied. Wir kannten Das aus den Märchen. „Wenn ich erst groß bin und ein Ritter, dann hole ich Dich auf mein Schloß.“ „Ich werde treu Deiner harren.“

Anfangs schrieben wir uns zärtliche Briefe; allmählich wurden sie seltener. Meine Eltern starben und damit hörten meine Ferienbesuche auf. Die Kunstakademie und Studientreisen hielten mich fern. Nach einer Reihe von Jahren erst sahen wir uns wieder. Es war die Zeit, wo ich meine ersten, bescheidenen Erfolge hatte. Ich war überarbeitet; die Heimath sollte mir Erholung und Kraft zu neuem Schaffen bringen.

Ich wußte, daß Magdalema zu einer Schönheit erblüht war. Aber als

ich sie sah, war ich dennoch wie geblendet: Das hatte ich nicht erwartet. Ein halb freudiges, halb verlegenes Wiedersehen; ein kurzes Schwanken und Laufen; dann aber war der alte Ton schnell wieder gefunden.

Ich verkehrte viel im Pfarrhaus und die gute Pastorin ließ oft ihre Augen prüfend wandern zwischen mir und ihrer Tochter. Dann stieß sie heimlich wohl den Gatten in die Seite; aber Der hatte ein großes Bedenken: Ein Künstler?!

Magdalena theilte ihres Vaters Abneigung gegen Kunst und Künstler gar nicht. Das Wenige, was sie kannte, was ihr erreichbar war, mußte ihr all das Schöne ersetzen, das sie ahnte und von dem sie gelesen hatte. Große Freude machte ihr, als ich sie zeichnete und bat, ihren Kopf modelliren zu dürfen. Schon am nächsten Tage kam sie ins Atelier, um zu fragen, ob die Arbeit beginnen könne. In Wirklichkeit, wie sie dann gestand, um einmal in die Werkstatt eines Künstlers zu schauen. Neugierig musterte sie die umherstehenden und liegenden Bilder und Abgüsse, meist Skizzen und Studien. Von den Altstücken wandte sie sich erröthend ab. Dann griff sie nach einem Skizzenbuch, warf es aber mit einem leisen „Piai, Bodo!“ wieder auf den Tisch.

„Was ist?“

„Das ist häßlich von Dir. Ich muß nach Hause.“

Ich wußte, ohne hinzusehen, was ihren Unwillen erregt hatte: eine Zeichnung, ein schönes, junges Griechinweib, im Begriff, ins Bad zu steigen, das letzte Gewand von sich streifend. Der Kopf war Magdalens, der Körper nach Gedächtniß und Ahnung gezeichnet.

An der Thür wandte sie sich noch einmal um: „Wie konntest Du? Achtest Du mich so wenig?“

„Aber Magdal! Ist es denn eine Schande, wenn ich Dir schöne Glieder andichte?“

„Aber so . . .?“

„Was willst Du? Ich bin doch kein Schneider, für den die Menschen nur der Kleider wegen da sind. Im Paradies gab's auch keine Kleider.“

Sie sah mich sinnend an: „Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Auch die Schönheit muß doch eine göttliche Gabe sein. Warum thun die Menschen, als wäre sie eine Sünde?“

Sie trat an den Tisch zurück, das Bild zu betrachten, und prüfend flog ihr Blick in den gegenüber stehenden Spiegel. Dann las sie die Unterschrift: „Phryne! Wer ist Das?“

Ich reichte ihr ein altes Buch und sie las, was mit Blaustift bezeichnet war: „Es war zur Zeit der großen Festspiele, da Männer und Frauen aus ganz Griechenland zusammenströmten. Am Meeresufer, um die Stunde, da die Sonne versank, sollte das Dankopfer gebracht werden. Und viele Tausende standen am Meer und warteten des Priesters. Da trat aus der Menge Phryne hervor, die schöne Hetäre. Vor allem Volk warf sie die Kleider von sich und stieg ins Meer zum Bade. Und Alle sahen ihre Schönheit, die war wie einer unsterblichen Göttin Leib. Da sank das Volk ringsum in die Knie, hob die Hände zum Himmel, betete und dankte den Göttern, daß sie die Menschen mit solcher Schönheit segneten . . .“

Magda ließ das Buch sinken und sah lange stumm auf das Bild . .
 „Fromm und froh hat es sie gemacht . . . Wer so schön wäre!“
 „Aber Magda, Du bist ja schön! Schöner, als ich je Eine sah!“
 Sie suchte zusammen: „Ich? So schön . . . wie Die da?“
 Ehe ich antworten konnte, war sie hinausgeglitt.

Am nächsten Sonntag predigte der alte Pfarrer über den Text aus dem Korintherbrief, Kapitel 12: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; und es sind mancherlei Kämter, aber es ist ein Herr; und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allen.“

Magda hatte darum gebeten. Ich begleitete sie in die Kirche. Seit dem Atelierbesuch hatte ich sie nicht gesprochen und ich sah ihr an, daß eine Erinnerung an diese Stunde ihr peinlich sein würde. Mit sichtlicher Spannung folgte sie den Worten des Vaters; aber als er schloß, war sie nicht befriedigt.

„Warum hat er nicht von der Schönheit gesprochen?“ sagte sie auf dem Heimweg. „Ist sie nicht Kraft und Gabe des Himmels? Ich muß ihn fragen!“

Aber auch die Antwort mußte ihr nicht genügen. Ganz unerwartet kam sie in meine Werkstatt. Mit flüchtigem Gruß griff sie nach der Zeichnung und betrachtete lange ihr Bild. Dann sah sie auf. „Wie war Das mit Phryne?“

Und ich erzählte ihr noch einmal von dem Griechenfest am blauen Meer; wie die Tausende am Ufer standen, der Göttin zu warten; wie Phryne aus der Menge trat, die Kleider abwarf und in blendender Nacktheit, von der Sonne überglänzt, ins Bad stieg. „Und alles Volk ringsum sank auf die Knie und dankte den Göttern für ihre Schönheit.“

Magda trat dicht vor mich: „Hast Du mich lieb?“

„Weißt Du nicht?“

„Und doch erzählst Du mir diese Geschichte? Ich sinne und sinne . . . Wenn ich nun . . .“

Sie verstummte plötzlich und senkte erröthend den Kopf. Ich hatte ihre Hände ergriffen. Sie schloß die Augen und ließ sich willenlos in meine Arme ziehen. Aber als sie den Hauch meiner Lippen spürte, fuhr sie erschreckt auf. „Laß mich, bitte!“

Und wieder eilte sie aus der Thür.

Am Abend brachte der Postbote ein versiegeltes Kärtchen, das von ihrer Hand die Worte enthielt:

„Komm morgen um Elf!“

Als ich zur bestimmten Stunde ins Pfarrhaus kam, fand ich es verschlossen. Auf mein Kläuten öffnete mir Magdalena. Sie war im Morgenkleid und ihr Gruß hatte etwas Befangenes; eine leichte Röthe huschte über ihr Gesicht, ihre Augen vermieden, mich anzusehen. Wortlos führte sie mich in ihre Stube, die am äußersten Ende der Hausflur lag, undriegelte hinter mir die Thür ab. Niemand war im Hause.

„Veg ab!“

Eine unbeschreibliche Unruhe hatte sich meiner bemächtigt. Sie drückte mich in eine Sofaecke, sah mich an, erröthete, strich mit der Hand über die Stirn,

schüttelte leicht den Kopf und trat hinter einen großen Wandschirm, der ihre Kammerthür verdeckte. Einige Minuten . . dann klang es leise:

„Nun komm!“

Mit zwei Schritten stand ich vor der schirmenden Wand, hatte diese weggerückt . . .

Am Thürpfosten lehnte Magdalena: nackt, vom Sonnenschein hell überglänzt, das rothblonde Haar gelöst, die Augen geschlossen. Ein ständiges Beben ging durch den jungen Leib, purpurne Röthe flammte auf Wangen und Nacken, ihre Brust hob und senkte sich in tiefer Erregung.

Ich war wie gebannt.

„Bin ich auch schön?“ flüsterte es.

Keine Antwort. Vor meinen Blicken öffnete sich das blaue griechische Meer; hüllenlos stieg Phryne in die losenden Fluthen; und alles Volk ringsum sank auf die Knie voll Ehrfurcht vor ihrer Schönheit. Unwillkürlich suchte meine Hand in der Tasche nach einem Stift und mein Auge saugte förmlich die Gestalt in sich, um sie unaussprechlich festzuhalten . . .

Magda öffnete blinzeln die Augen; einen Moment starrte sie mich an; dann schlug sie die Hände vor die Brust und eilte zitternd in ihre Kammer.

Eine Stunde verrann; sie kam nicht wieder zum Vorschein. Und ich klopfte nicht an ihre Thür; leise stahl ich mich fort.

Wie im Fieberwahn habe ich in die Nacht hinein gesehnen, habe gezeichnet und geformt; bis gegen Morgen eine ungeheure Müdigkeit mir Stift und Spachtel aus der Hand zwang und mich im Lehnstuhl schlummern hieß.

Ein leises Klopfen weckte mich. Die Sonne stand hoch am Himmel, und als ich die Gardinen zurückzog, schoß sie breite, goldene Strahlen ins Zimmer.

„Herein!“

Magdalena! . . .

Sie ist bei mir geblieben.

„Ich muß wuchern mit meinem Pfande“, sagte sie. „Gott hat mir meine Schönheit nicht um meinetwillen gegeben. Ich stelle mich in den Dienst der Menschheit, die nach Schönheit dürstet.“

Sie wußte, daß es zwischen ihrem neuen Ziel und ihrem Elternhaus keinen Frieden geben könnte. Darum hat sie mich, mit ihr die Heimath zu verlassen. Wir zogen in die Großstadt, wo kaum Jemand uns kannte. In einem entlegenen Winkelfen nisteten wir uns ein.

Als zum ersten Mal die Dämmerung sich in unser Heim niedersenkte und uns zwang, die Arbeit einzustellen, als Magda vor dem Thronbilde stand, aus dem ihre Züge, die runden Linien ihres Körpers ihr schon deutlich entgegenleuchteten, da that sie die Frage, die ich lange in ihren Augen gelesen hatte: „Ist nur das Weib schön?“

Ich ergriff lachend ihre Hände. „Nein, Magda, der Mensch ist schön.“

Sie sah an mir vorbei, in den Abend hinaus und entzog sich mir langsam. Dann zögernd:

„Bist . . . Du . . . schön?“

Zu Ru hatte ich die Kleider abgeworfen; erröthend wandte sie sich weg.

„Magda!“

Langsam wandte sie sich zurück; ihre Augen waren geschlossen, doch der lächelnde Mund halboffen wie zum Kuß und die Arme breiteten sich aus: „Meine dummen Augen schämen sich noch, aber meine Arme sehnen sich nach Dir!“

In dieser Nacht ward Magdalena mein. Am Morgen kränzten wir das Bild der Aphrodite, der Göttin der Schönheit und der Liebe, der Göttin der „Sünde“.

Run begann eine selige Zeit. Unser kleines, stilles Heim war unsere Welt, in der wir schafften und genossen. Sie war mir Alles: Geliebte, Gefährtin und Muse. Mein ganzes Künstlerthum preßte sich zusammen in die eine Aufgabe, Magdalenas Schönheit nachzubilden.

Wie heilig ernst es ihr mit ihrer Aufgabe war, zeigt ein kleines Erlebnis, das mir unvergeßlich bleibt.

Das Bild war fast fertig. Eine Besprechung mit einem auswärtigen Kunstfreund hatte mich fortgerufen; ganz wider Erwarten war es mir möglich, noch am Abend zurückzukehren. Im Atelier sah ich Licht. Magda mußte dort sein; was mochte sie treiben? Leise schlich ich durch den Garten in die Wohnräume, deren letzter nur durch einen Teppich vom Arbeitsraum getrennt war; behutsam spähte ich hinein. Ein rother Schleier dämpfte das grelle Licht der elektrischen Lampe. Magda hatte den großen Wandspiegel bis dicht an das Marmorbild geschleppt, so daß sie dieses und sich selbst gleichzeitig darin erblicken konnte. Und vor dem Spiegel stand sie selbst, hüllenlos, und prüfte. Halb näher, halb ferner, die Augen mit der Rechten beschattend, die Stellung der Steinfigur nachahmend. Befriedigt, fröhlich lachend, stellte sie sich mitten vor das Glas und breitete die Arme aus; dann falteten ihre Hände sich über der Brust . .

„Magda!“

Ein leichter Schrei. Erschreckt sprang sie auf, schlug die Hände vors Gesicht, warf sich auf den Divan und hüllte sich in eine Decke.

„Magda, ich bins!“

Sie lächelte erröthend, legte die Arme um meinen Hals und küßte mich: „Gelt, ich bin dumm?“

Wie eine Andacht wars, als wir engverschlungen zum letzten Mal allein vor dem Marmorbild standen, Abschied zu nehmen.

Wenige Tage später drängte sich die Menge der Ausstellungsbesucher im leichten, dunkelroth ausgeflogenen Raum, wo auf schlichtem Sockel die weiße Figur sich erhob. „Schönheit“ hieß es im Führer. Von breitem Licht umflossen, an einem Thürpfosten lehnt ein Mädchen, mit aufgelöstem Haar, die Augen geschlossen wie in Scham und Furcht. Wie Magda sich mir enthüllt, so hatte ich sie dargestellt . . . Man meinte, das Zittern zu sehen, das durch den jungen Körper ging, die Bluth, die Hals und Nacken mit Purpur übergoß.

Die Kritik und das Publikum rühmten mich; aber Magdalena, die dichtverschleiert, unerkannt, oft vor ihrem Bild weilt und auf die Stimmen der Betrachtenden lauscht, war unbefriedigt. „Wenn ich mich meiner Schönheit schäme: warum verräthest Du Das den Menschen? Das Bild ist wie eine verbotene Frucht, süß, aber heimlich! Wir müssen den Menschen die freie, schenkende Schönheit geben. Du sollst mich als Psyche malen!“

Ich dachte an die vielen Bilder in meinem Skizzenbuch. Wie manche Phryne war darunter; aber ich hatte nicht gewagt, sie auszuführen.

Das Bild fand schnell einen Liebhaber, der sich nicht bei dem Bescheide des Vorstandes beruhigte, daß es nicht käuflich sei. Er machte ein glänzendes Angebot, er verdoppelte es; umsonst. Er kam zu mir, bestürmte mich mit lockenden Summen; ich wies ihn lachend ab: „Das Bild gebe ich nicht her, und wenn ich verhungern müßte!“

Da trat Magdalena ins Zimmer, in altgriechischem Gewand. Der Besucher starrte sie an: „Das ist sie!“

Ein paar verwirrte, nichtsagende Redensarten, dann stürzte er fort.

Seitdem verfolgte er Magda mit heißer Werbung. Auf Schritt und Tritt war er ihr nah, wenn sie das Haus verließ; er überschüttete sie mit glühenden Briefen, mit Blumen und Geschenken; er bot ihr Schätze . . . Sie wies ihn zurück. Da begehrte er sie zum Weibe. Und er war jung, hübsch, feinstreng!

Es muß eine schwere Viertelstunde gewesen sein, als sie das entscheidende „Nein“ sprach. Bleich und zitternd kam sie zu mir; Minuten lang lag sie in meinem Arme, ehe sie ein Wort sprechen konnte.

Er fiel in ein hitziges Fieber. Wochen lang lag er ohne Besinnung, in wilden Phantasten schrie er nach Magdalena, bis seine Kräfte erschöpft waren. Seine Mutter kam zu ihr: noch einen Blick möge sie ihm gönnen, ein paar freundliche Worte. „Wenn Sie ihn nicht lieben können, machen Sie ihm wenigstens das Sterben leicht.“

Wenn eine weinende Mutter für ihren Sohn um Liebe steht zum Sterben . . . Magdalena kam an dem Tage nicht wieder zum Vorschein. Am nächsten Morgen war sie sehr ernst: „Mit welchem Recht habe ich mich ihm geweigert? Ich werde zu ihm gehen; meine Schönheit soll nicht Menschen verderben, sondern Menschen beglücken.“

Kein Bitten half. Sie ging zu dem Totkranken, sie blieb bei ihm, — und er genas.

Ich litt Qualen der Eifersucht, die sich zum Wahnsinn steigerten, als ein cynischer Kollege die Bemerkung fallen ließ: „Du, Dein Schatz ist Dir wohl durch die Lappen?“

„Was soll Das heißen?“

„Nun, Deine Venus . . . Der Ulrich malt sie.“

Als ich dann vor ihr stand, voll Schmerz und Jorn, hob sie bittend die Hand, denn sie errieth mich: „Mein armer Freund, ich kann Dir nicht helfen!“

„So hast Du mich nicht lieb?“

„Ja, Vodo, herzlich lieb.“

„Aber nicht genug, um mein zu sein.“

„Ich kann nicht Dir gehören und den Anderen!“

„Und wenn ich Dich zum Weibe begehre?“

„Weißt Du, wie man mich schon nennt?“

„Was kümmerts mich? Ich weiß, wie Du bist!“

Sie schließt die Augen, helle Röthe schlägt über ihr Gesicht, Sekunden lang schweigt sie in heftiger Erregung. Dann schüttelt sie leicht, aber energisch den Kopf. „Nein! Du würdest eine Ehebrecherin nicht ertragen.“

„Magda!“

„Hast Du mich lieb?“

„Du fragst?“

„Gut, ich willige ein, wenn auch Du ganz mein sein willst!“

„Ja!“

„Was Du mit Stift und Hammer schaffst, kein Mensch darf es sehen; mir allein soll es gehören; nur für mich sollst Du Mensch und Künstler sein.“

„Das kann ich nicht!“

„Warum?“

„Das darf ich nicht! Das wäre Verrath! Der göttliche Funke, der in mir ruht, der Hand und Auge lenkt, ist nicht mein; der gehört der Welt. Ihn verleugnen, wäre Sünde wider den Heiligen Geist. . .“

Sie lächelte über meinen Eifer:

„Nun also?“ Dann ernst:

„Es sind vielerlei Gaben, aber es ist ein Geist. Jeder giebt das Beste, was er hat. Ich habe den Menschen nichts zu geben als meinen schönen Leib.“

Jahre vergingen.

Wochen lang war Magda das Stadtgespräch gewesen; dann erlahmte die Theilnahme an der „Dirne“. Sie kümmerte sich nicht um der Leute Geschwätz, sondern lebte still ihrem „Beruf der freien, schenkenden Schönheit“. In unserer Künstlerkolonie bildete sich eine Art von Gemeinde um sie. Es war der Ehrgeiz der Jüngeren, sie bilden zu dürfen. Und sie war unermülich; Jedem sah sie Modell, von dem sie wußte, daß er ein ernstes künstlerisches Streben und ein tüchtiges Können mitbrachte. „Als Uebungsstück für Dilettanten bin ich zu schade“, meinte sie. Dem aber die Kunst nicht etwas Heiliges war, wer sportmäßig malte oder meißelte, wer dem Geschmack der Menge opferte um des Gewinnes willen: für Solche hatte sie keine Sekunde Zeit.

Aber nicht nur Bilder schenkte sie der nach Schönheit dürstenden Welt: sie gab sich selbst, schrankenlos, grenzenlos. „Sie sollen mich lieben und die schöne Welt in mir und den Schöpfer um meinetwillen!“

„Dirne“ nannten die Frommen sie und wandten schauernd ihre Blicke zum Himmel. Aber mehr als einer ihrer Jünger gestand in heimlich trauter Stunde: es war ihm wie eine Brautnacht, als sie in seinen Armen lag; so heilig, so keusch. Doch nicht Alle waren so; und Das brachte Magda die bittersten Stunden. Eine Enttäuschung drückte sie Tage lang nieder.

„Daß es so viele niedrige Männer giebt, gerade unter den ‚Besten‘, hätte ich nie geglaubt“, klagte sie mir unter Thränen.

Und eine schwere Stunde wars, als ihr Vater im Sterben lag; als sie zu ihm eilte, ihn noch einmal zu sehen, und er während die Hand gegen sie erhob. Als sie schluchzend an seinem Bett niedersank und er mit letzter Kraft in ihre Locken griff: „Möge Gott Dir gnädig sein! Ich kanns nicht!“ Als der Herr Amtsbruder nicht duldete, daß sie an der Totenfeier theilnahm. Als die Mutter wenige Wochen später an den Folgen der Aufregung starb, in den Armen der Tochter, die sie unermülich gepflegt hatte; als ihr letztes zitterndes Wort verklang: „Der Herr vergesse Dir, mein armes Kind!“ Da brohte Magda

zu erliegen unter der Wucht Dessen, was auf sie einstürzte. Aber sie hielt aus; und als sie zurückkehrte, war sie ruhig. Ihr kleines Erbe hatte sie an eine Waisenstiftung verschenkt. „Ich habe kein Anrecht auf irgend Etwas aus dem Kreis, den ich verließ.“

Still und zurückgezogen lebte sie mit einer alten dienenden Frau in ihrem Häuschen. Nur im Dunkel des Abends machte sie wohl einen Spaziergang. Oder sie saß in meiner Werkstatt und sah mir zu. Dann durfte ich nicht aufhören in der Arbeit, und je weniger ich sprach, desto lieber war es ihr. Und wenn ich sie fragend ansah, schüttelte sie wohl mit wehmüthigem Lächeln den Kopf: „Der Kummer hat mich alt und häßlich gemacht. Ich bin müde geworden darüber.“

An einem solchen stillen Abend bat ich sie noch einmal, bei mir zu bleiben, ganz die Meine zu sein.

„Bin ich so anders geworden? . . . Du hast vielleicht nicht Unrecht. Ich sehne mich nach einem stillen Zuhause.“

„So sei mein Weib.“

„Ich darf nicht, Bobo! Die Leute haben mit Fingern auf mich gewiesen; als ich in die Kirche kam, rückten sie von mir fort, ganz wie bei Greichen. Du aber brauchst die große Welt. Du sollst Herrliches noch schaffen, sollst hoch steigen; ich würde Deinen Flug hemmen, Deine Zukunft verschließen, Deine Kraft lähmen, — zumal, wenn ich alt und müde werde.“

„Sprich nicht so, Liebste!“

Sie schmiegte sich fest an mich: „Weißt Du, was ich möchte? Ein Kind! Wenn ich denke, daß ich Dein Weib wäre, Mutter Deines Kindes . . .“

„So werde es! Wir ziehen einen Strich durch unser Leben heute und fangen morgen ein neues an.“

„Nein! Soll ich Dir einen Sohn schenken, vor dessen Mutter die Frommen sich bekreuzen?! Wenn er anders dächte als Du und ich, wenn er seine Mutter verachtete, weil er sie nicht lieben dürfte! Und wenn meine Tochter anders wäre als ich! Wenn sie häßlich wäre, wenn ein Unglück sie entstellte! . . .“ Sie schwieg eine Zeit lang; dann wie zu sich selbst: „Ich habe wohl gedacht, irgend ein elternloses, verlassenes Kindchen zu mir zu nehmen. Drüben im Garten des Waisenhauses sehe ich oft so ein armes kleines Ding. Ein Findling von der Straße. Es spielt nicht mit den Gefährten; ich glaube, es ist schwachsinzig. Unter blonden Locken schaut es gar so lieb und traurig zu den anderen hinüber . . . Ach, — aber wer würde mir ein Kind anvertrauen? . . .“

Ein anderes Mal durchsuchte sie all meine Skizzen und Entwürfe. Ihr eigenes Bild war darunter; wie oft! Eine ausgeführte Zeichnung hielt sie lange prüfend in der Hand: Phryne! „Glaubst Du, daß ich wieder so werde?“ Sie trat dicht vor mich und sah mir ins Gesicht, fragend, ängstlich: „Bin ich noch schön?“ Und als ich nicht gleich antwortete, warf sie die Taillie ab, zerriß das Hemd, daß ihre nackte Brust mir entgegenleuchtete: „Bin ich noch schön? Möchtest Du mich noch bilden?“

„Ja, ja!“

„Bin ich noch wie Phryne?“

„Nicht wie sie; reifer, stiller, aber eben so schön.“

„Doch nicht mehr die junge Schönheit, die beglückende, jubelnde?“

Ich schwieg. Sie wurde ruhiger: „Schau mich genau an. Meine Muskeln haben die alte Spannkraft nicht mehr, mein Gesicht zeigt die ersten Falten. Das macht mich traurig; ich hätte den Menschen gern noch viel Schönes gegeben.“

Wenige Tage später erhielt ich von ihr einen Brief. Ich erstaunte; es war nicht ihre Gewohnheit, zu schreiben. Hatte ihre Hand gezittert, als sie die Aufschrift endete? War da die Spur einer Thräne? Rasch zerriß ich den Umschlag und las im Scheiden der sinkenden Sonne:

Lieber Freund!

Ich erwarte Dich morgen früh. Der einliegende Schlüssel öffnet meine Kammerthür. Tritt behutsam ein, denn Du wirst mich schlafend finden. Versuche nicht, mich zu wecken: ich schlafe den langen, tiefen Schlaf, den wir Tod nennen. Erschrick nicht, mein Freund! Ich hoffe, Du wirst mich schön finden. Ich habe der Schönheit gelebt, ich möchte in Schönheit sterben. Der Spiegel ist unerbittlich und mein Auge zu hell, um mich belügen zu können. Du weißt, wie lieb ich das Leben habe und die Menschen; aber ich habe den Menschen nichts mehr zu geben, ich habe meinen Lebenszweck erfüllt. Und darum gehe ich gern und heiter zurück in das Nichts, aus dem die Sonne mich rief. Mich freut der Gedanke, daß ich in Deinen Werken fortleben werde; unsterblich? Vergiß nicht, daß alles wahre Leben nach Schönheit dürstet. Vergiß nicht

Deine

Phryne.

So feierlich, so weihenvoll war nie ein Tempel wie dieses Sterbezimmer. Durch halb geöffnete Vorhänge stahl sich die Sonne ins Gemach, durch Rosen und Flieder fand sie ihren Weg zum Bett . . . Magdalena! . . . Auf schneeweißen, von Spigen umsäumten Kissen, in langem, losem Gewande, das ihre Brust nur halb verdeckte, die schmalen Hände fromm gefaltet, das rothblonde Haar locker um das bleiche Gesicht. Ein stilles Vächeln auf ihren Jügen; wie ein Kind, das unter dem Christbaum einschlief. Ein tiefer, fröhlicher Friede! Wäre nicht das Antlitz so wachsbleich, nicht der leise Verfall um die Mundwinkel, wäre nicht das Häßchen auf dem Bettteppich . . .

Draußen schlug ein Buchstuf. Der weckte mich aus der heilig versunkenen Stille. Ich glaube, ich hatte gebetet. Von ihrer Hand streifte ich den Ring mit dem kleinen blauen Stein. Als meine Lippen ihre Stirn berührten, wars wie ein Geldbüh: Ja, Du sollst leben! Ich werde Dich unsterblich machen. Nicht heute und nicht morgen; aber nach Jahren, vielleicht nach Jahrzehnten werde ich das Meisterstück schaffen, das Deine ganze schenkende Schönheit verkörpert: Phryne!

Kein Priester hat an ihrem Sarge gebetet, keine Glocke mit Feierklängen ihren letzten Weg geleitet. Aber als die Blumenhülle hinabsank, als das Rütteln zitternd am Grabe kniete, da schlug ich die Hände vors Gesicht und weinte . . . Denn ich habe Dich lieb gehabt, Du Schöne, Liebe, Heilige, Du!

Bodo Hoff.



Whistler.

Whistler ist am Nachmittag des siebenzehnten Juli in London im Alter von fast siebenzig Jahren gestorben. Er arbeitete in Paris im Atelier Gleyre's, war aber in Wirklichkeit ein Schüler des selben Courbet, der selbst heute noch ganz verkannt ist, trotzdem er der Welt — Frankreich, England und nicht zuletzt uns Deutschen — die besten Maler gegeben hat. Er hatte die Eigenthümlichkeit, in Amerika (genauer: in Lowell im Staat Massachusetts) auf die Welt zu kommen, als Nachkomme einer der eingewanderten Pflanzfamilien, die in wenigen Generationen ungeheuerliche Schätze sammelten und, als man ihnen ihr Sklavenhandwerk legte, zum größten Theil eben so schnell verloren. Ich habe hier am siebenten Dezember 1901 erzählt, was von dieser amerikanischen Aristokratie in Whistler zurückblieb. Er war sein Leben lang echter Amerikaner, sachlich bis zur Bewußtheit, dem durchaus nicht gegeben war, sich in die Rolle des Märtyrers zu finden, die Ruskin ihm zugebachte hatte. Er kam zur rechten Zeit, als die Maler des Hogarth-Klubs alles Mögliche thaten, um das eigentliche Erbe des größten Engländer's, seine malerische Gabe, in dem verben Linienpiel des Präraffaelismus zu vergessen. Whistler erschien ihnen gegenüber wie der Ausländer; er verspottete die Literatur der Maler, die, statt auf Turner, auf die Artussage zurückgingen, und brachte, im Gegensatz zu dem Kreise Rossettis, der seine Bilder mit Vorliebe mit poetischen Citaten bezeichnete, schon äußerlich in den Titeln seiner Gemälde eine rein malerische Tendenz zum Ausdruck, die sich den großen Eroberungen der pariser Refusirten anschloß und, intimer, vollendeter, reicher als der schnell vergessene Turner, der besonderen Schönheit Englands, dem stillen Reiz der Themse, der Melancholie der londoner Atmosphäre, der eigenen Eleganz londoner Frauen und Kinder nachging. Als er 1878 in der Grosvenor Gallery ein „Nocturno in Schwarz und Gold“ ausstellte, kam es zur öffentlichen Entscheidung. Ruskin erklärte schriftlich, er habe schon Vieles gesehen, aber die Frechheit eines „Coxcomb“, für ein solches Geschmier noch zweihundert Guinees zu verlangen, übersteige das erlaubte Maß. Der Amerikaner erinnerte sich der häßlichen Abstandsgeelder, die in aufgeklärten Ländern der bedrohten Ehre gezahlt werden, und verklagte den Rneipp der Präraffaeliten bei dem Gerichtshof von Westminster. Der Prozeß ist eine der schönsten Komödien unserer streitbaren Zeit; er ist für alle Diskussionen, die nachher an vielerlei Orten ausgesprochen wurden, vorbildlich geworden. Entscheidend war die Zeugnisaussage Sir Edwards, des Schmachttenden, der sich bei dem Verhör wand wie die leiblosen Gewänder auf seinen Bildern und schließlich genöthigt wurde, zu gestehen, daß, da das Detail und die Komposition auf Whistlers Bild entbehrt werde, dem opus nicht der geringste

Werth zugesprochen werden könne. Ruskin wurde zu einem Farthing Schadenersatz verurtheilt und verließ den Gerichtssaal unter dem Donner des Beifalls. Whistler setzte sich hin und schrieb *The gentle art of making ennemies*, das sein Freund Heinemann, ein geborener Deutscher, verlegte. Vielleicht hat das Buch mehr zu dem Ruf Whistlers in England beigetragen als seine Bilder. Es war, wie seine Portraits, ein neuer Ton in dem englischen Geistesleben, die tänzelnde Pfaufeder, mit der die dicke Sentimentalität John Bulls unter der Nase gekipelt wurde.

Der Amerikaner Whistler gab England eine europäische Kunst. Das war's, viel mehr als die verwischte Kontur und die tonreiche Farbe, was der Eingeborene ihm nicht verzieh. Er vereinigte die kunstreichsten Güter, von der französischen Kunst den Takt in der Farbe, von Velasquez die große Allure, von Reynolds den Ton, von den Japanern den überraschenden Ausschnitt. Vielleicht ahnte ein dunkler Volksinstinkt, daß mit dieser glänzenden Synthese wohl ein vollendeter Künstler, doch keine fruchtbare Weiterentwicklung gemacht werden konnte. Whistler ist unentbehrlich als Individualität. Keiner hat je so glänzend formulirt, was unserer Gesittung unentbehrlich geworden ist. Er hat wundervolle Bilder unserer besten Eigenthümlichkeiten geschaffen. Eins der kostbarsten, das einzige, das sich im deutschen Besitz befindet, brachte das erste Heft des „Pan“. Als im Sommer 1894 und 1895 der englische Sammlerhain die merkwürdigsten Ausstellungen veranstaltete, die jemals der Bewunderung der Nichtbesitzenden geboten wurden, die Zusammenstellung der *Fair Women* und *Fair Children* aus allen Kunstepochen, war Whistlers Gabe unzweifelhaft die typischste für unsere Zeit. Seine kleine Miß Alexander vertrat das Kind unserer Tage so, wie die Velasquez, die Rubens, die Frans Hals, die Van Dyck, die Fragonard, die Reynolds das Kind ihrer Zeiten gemalt haben. Seine Frauen sind, wie wir sie möchten, seine Männer, wie sie manchmal sind. Er hat nur Keußerlichkeiten gegeben, die Toilette, diese amerikanische Eleganz, mit der wir uns heute als Zeichen guter Herkunft begnügen. Wer würde leugnen, daß er damit das Beste von uns gab? . . .

Aber er hinterläßt keinen künstlerischen Anhalt für die Folge. Sein Beispiel kann großen Künstlern nur allgemeine Anstandsregeln vorschreiben, so etwa wie Liebermanns brillanter Reiter an der See unbewußt dem Geschmacksinstinkt folgt, den Whistler in jedem Bilde äußerte. Die unmittelbare Schule, die von den Schotten versucht wurde, war eine totgeborene Sache; sie hat aus dem Großen Kleinigkeiten geholt und ihm die vermeintliche Erlaubniß zu einem Genre entlockt, das dem eigentlichen Wesen Whistlers beinahe entgegengesetzt war und die Weiterentwicklung der modernen Kunst in England und Deutschland eher gehindert als gefördert hat. Whistler gab weniger dem Künstler als dem Menschen überhaupt; es war eine Lust, mit ihm zu

plaudern; man nahm selten etwas Positives mit, aber man wurde ganz gewiß nicht dümmter davon. Er hatte das schönste alte englische Silber und wunder-volle weißblaue chinesische Teller an den Wänden seines köstlichen Eßzimmers in der Rue du Bac. Er hatte überhaupt nichts, was nicht zu ihm ge-hörte, — bis auf den Spleen seiner Gewohnheiten und seiner Ansichten über Kunst. Als ich ihn vor fünf oder sechs Jahren zum letzten Mal sah, nagelte er an die Thür seines pariser Ateliers ein Schriftstück, das von seiner wider-spruchsvollen Art mehr sagt als die zahlreichen Anekdoten, die ihn mit Recht und Unrecht überleben. Hier — wörtlich — der Inhalt:

Proposition.

Un tableau est achevé lorsque toute trace des moyens employés pour obtenir le résultat a disparu. Dire d'un tableau, comme on fait sou-vent à sa louange, qu'il laisse voir un grand et sérieux labeur, est dire qu'il est incomplet ou . . . L'application dans l'art est une nécessité — non une vertu — et toute apparence qu'on en découvre dans l'oeuvre pro-duite est un défaut, non une qualité; une preuve, non de perfection, mais de travail absolument insuffisant. Car le travail seul peut effacer la trace du travail. L'ouvrage du maître ne sent pas la sueur de son front, ne suggère aucun effort et est fini depuis le commencement. La tâche com-plétée de la seule persévérance n'a jamais été commencée et restera éter-nellement inachevée, — un monument de bonne volonté et de sottise. „Il y a celui qui travaille, qui prend de la peine, qui se hâte, et qui reste d'autant plus en arrière.“ Le chef d'oeuvre doit apparaitre comme la fleur au peintre, parfaite dans son bouton comme dans son épanouissement, sans raison pour expliquer sa présence, sans mission à remplir, une joie pour l'artiste, une illusion pour le philanthrope, une énigme pour le botaniste, un accident de sentiment et d'allitération pour le littérateur.

Solche Kunstweisheit hat Whistler seine Schüler gelehrt.

Paris.

Julius Meier Graefe.



Anzeigen.

Briefe, die ihn nicht erreichten. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.
Zweite Auflage.

Ein Werk der Belletristik, das nicht von Preussen und nicht von Rudyard Kipling geschrieben, dessen Erscheinen auch nicht polizeilich verboten ist und das binnen weniger Wochen eine zweite Auflage — eine ehrliche „zweite“ Auflage — erfordert, erregt schon hierdurch auf dem deutschen Büchermarkt, der immer noch im Zeichen der Reichsbibliothek steht, Aufmerksamkeit. Bei näherer Bekanntschaft erweist sich solches Interesse oft als verfrüht; in unserem Fall legt man das Buch nicht aus der Hand, ohne es bis zur letzten Seite mit stetig steigender Theilnahme gelesen zu haben. Und der Lebenskenner und der Lebenskünstler, Beide

ergreifen es von Neuem, um sich seiner Schönheiten zu erfreuen, die wie Demant in vielfachem Licht erschillern . . . Eine Frau begleitet ihren Bruder, einen großen Handels Herrn, auf seinen Fahrten durch die Welt. Ihr Mann lebt in Weistesnacht in einer berliner Anstalt dahin; und eines Tages ist er tot. Die nun Freigeworbene hat inzwischen in Peking den „Anderen“ kennen gelernt, ohne daß sie sich jedoch ihrer Empfindungen für ihn bewußt wurde. Erst nach örtlicher Trennung, in den Briefen, die sie aus Kanada, aus New-York, aus Berlin, Cherbourg und wieder aus Amerika an ihn richtet, kommt allmählich zum Durchbruch, was dieser Mann dem Leben dieser Frau geworden ist. Aber diese Briefe erreichen ihn nicht mehr. Gerade zur Zeit des beginnenden Vögeraufstandes kehrt er aus dem Innern Chinas nach Peking zurück; er stellt sich als Freiwilligen zur Verfügung und fällt, von einer Chinesentugge getroffen, in dem Augenblick, wo er einen Verwundeten aus dem Bereich der feindlichen Kugeln trägt, am dreizehnten August 1900, einen Tag bevor die Entsahtruppen in Peking einrücken. Und das Leben der Frau erlischt schnell, als sie seinen Tod erfahren hat. Eine einfache, wenn auch keineswegs eine alltägliche Geschichte. Aber was hat die Verfasserin — ich läste den Schleier der Anonymität, insofern ich verrathe, daß es sich um eine Verfasserin handelt — aus dieser einfachen Fabel gemacht; welche Fülle reichen Wissens und eigensten, innersten Lebens hat sie in diese Briefe hineingelegt! Einen breiten Raum nehmen die dem Vögeraufstand entgegenseisenden chinesischen Wirren ein; und Manche werden me nen, es sei wohlfeil, Gesehnisse ex post, nach vollbrachter That, vorherzusagen. Gewiß. Sehergaben nimmt die Verfasserin auch nicht für sich in Anspruch; doch verrathen die vielerlei Schilderungen und Erzählungen chinesischer Kulturzustände ernstes Studium, gründliches Wissen und gereiftes Urtheil. Das aber ist es ja nicht, was dem Werk seinen Werth giebt. Das finde ich vielmehr zunächst in der plastischen, drastischen Schilderung von Land und Leuten. Mit wenigen Strichen hingezeichnet, stehen die verfallenen Mauern Peking's, die trübe chinesische Landschaft, der ewige Blütenfrühling des Mikadoreiches, das geschäftige, milliionenschwere New York, das Berlin Wilhelms des Zweiten und die säuerliche Ruhe des märkischen Landstädtchens anschaulich vor uns. Und diese Stätten beleben sich mit Menschen, die wir kennen, die uns unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen begegnet sind. Kennst Du nicht die berliner Familie — mag sie nun Schulze, Lehmann oder Buchholz heißen —: „Vater und Mutter bist und behäbig und die erwachsene „Höhere“ Tochter, die das Lehrerinnenexamen gemacht hat, und die andere, kleine, kränkliche, mit verbittertem Kindergeßicht, und den jungen Vetter im Kadelkostüm und grauem, mit rother Kordel zugeschnürten Planellehenb, auf dessen blassem, pickeligen Gesicht die freimenden blonden Barthhaare sich wie spärliche Palme auf magerem Boden ausnehmen“? Oder den beweglichen, mitten im praktischen Leben stehenden Hoteldirektor Specht, dessen Lebensziel ist, sein „Hotel Buckingham“ Unter den Linden zum zweiten Waldborf-Astoria zu machen und alle durchreisenden Diplomaten in ihm zu versammeln? Oder den der profanen Welt entrückten greisen Weisteshelden, der wie ein „verklärter Leib“ aus einer klassischen Periode in die unsere hereinragt? Und Du, der sich die Welt auch einmal außerhalb der schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle betrachtet hat: hast Du in der Fremde nie bei deutschen Landaleuten ein

gutgemeintes, durch Deutscher und Landfremdheit aus dem Programm geworfenes Abendbrot verzehrt, nie in fernen, fernen Landen eins jener sorglich vorbereiteten Feste mitgemacht, bei denen sich der kleine Kreis der an diese Küste verschlagenen Alltagsgenossen einbildet, „auch einmal große Welt zu sein“? Und wenn Du je den schwanken Steg kolonialer Unternehmungen betratest, denkst Du mit mildem Acheln an den großen Minen- und Konzessionsjäger „Bartolo“, der die Wüste Gobi bewässern und in der Provinz Kwangtung Rubiumminen entdecken will, der Briefbogen mit dem aufgedruckten Motto „Rubi gigno“ verschickt und sich mit einem Stab vornehmer Attachés umgiebt, die zu Hause nicht gutgethan haben. Ferner finde ich den Werth des Buches in den eingestreuten allgemeinen Lebensbetrachtungen und Wahrheiten, die, in musterhaft knappe, präzise Form gefaßt, einen tiefen Blick in Geist und Wesen einer edlen Frauenseele eröffnen. Da wird die Künstlerin zur Philosophin. Aber bei aller Philosophie und bei allem internationalem Romadenthum ist ihr ein starkes deutsches Heimathgefühl verblieben, eine treue Anhänglichkeit an die mährische Scholle, die den Engerling geborgen, ehe er als bunter, schillernder Falter in alle Welt edel flog. In das prunkende Schiff kosmopolitischen Wissens ist ein warmes, fühlendes Herz als Bußfahle gelegt und eine tiefe, unendliche Sehnsucht. Wie aus dem Munde Leopardis klingt es: „Man ist meist glücklich, ohne es zu wissen, und merkt, daß man es war, daran, daß man aufhört, es zu sein“; oder: „Sie hatte wohl oft Menschen gehen und nicht wiederkehren sehen und wußte, wie ich, daß Menschen vielleicht, Zeiten niemals wiederkehren.“ Von ergreifender Melancholie ist der Brief vom Oktober 1899, im Eisenbahnzug, am Abend eines langen Reisetages durch die amerikanische Prairie, „wenn das Buch der Hand entgleitet und wir müde aus dem Fenster hinausstarren, wenn der Zug durch weite Ebenen braust und sein Schatten, riesengroß verlängert, über der wehenden Grasfläche neben uns dahineilt“ . . . Und endlich der düstere Brief vom dreizehnten August 1900, dem Tage, an dem „er“, der nicht empfangende Empfänger, von Boxerhand fiel, wie wir im „Nachwort“ erfahren. Die Schwester, der die Briefe in die Feder gelegt, der Freund, an den sie gerichtet waren, sie ruhen Beide. Sie am Strande des Atlantischen Ozeans, er in der fernen chinesischen Erde. Der Tod vereinigt die Seelen der Beiden, die einander im Leben nie angehört, und der Schleier der ewigen Liebe legt sich versöhnend über Alles, was sie hienieden entbehrt, erduldet und erlitten. Der Bruder aber veröffentlicht diese „Briefe, die ihn nicht erreichten“, als einen letzten Gruß an Alle, die diese Beiden im alten Peking einst gekannt haben. „Vielleicht erreichen sie auch andere einsame Menschen, die noch auf der großen Lebensfahrt begriffen sind und gern einen Augenblick am Wege rasten, um auf die Stimmen Derer, die vor ihnen gegangen sind, zu lauschen, wie sie leise aus der Vergangenheit klingen.“

Dr. Bruno von Rayser.



Deutsche und außerdeutsche Philosophie der letzten Jahrzehnte, dargestellt und beurtheilt. Ein Buch zur Orientirung auch für Gebildete vom Dr. J. Baumann, Professor der Philosophie an der Universität Göttingen. Gotha, F. A. Perthes 1903, Preis 9 Mark.

Allen, die Interesse für die Wendung haben, die die Bearbeitung der philosophischen Probleme in der Gegenwart genommen hat, sei dieses Werk warm empfohlen. Es giebt eine klare Uebersicht über die bedeutendsten zeitgenössischen Philosophien; und an deren Darstellung knüpft sich eine Beurtheilung, die geeignet ist, den Leser zum selbständigen Durchdenken der Probleme anzuregen. Besonders hervorheben möchte ich aus dem reichen Inhalt die Abschnitte über Ernst Mach und Ostwald. Auch das über Nietzsche Gesagte bietet neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung dieses Denkers. Der Standpunkt des Verfassers zielt überall ab auf wissenschaftliche Philosophie, also eine, die auf allgemeinen und nothwendigen Erkenntnißgründen basiert und sich an der Einzelwissenschaft orientirt. Die Hervorhebung dieses Standpunktes berührt doppelt wohlthuend gegenüber den zahlreichen — meist von Literaten ausgehenden — Versuchen, eine Weltanschauung auf dem Grund unmittelbarer Gefühle aufzubauen. Nicht ohne Absicht behandelt darum Baumann auch solche Denker und Gedankenreihen, die an die Stelle der strengen Methode und der Ergebnisse der Einzelwissenschaften Gemüthspostulate und unmittelbare Gefühle treten lassen: Ruskin, Tolstoi, Roeterlind und den Okkultismus. Vielleicht vermag das Buch gerade in den Kreisen Derer aufklärend zu wirken, die unter dem Einfluß jener Männer sich ihre Weltanschauung geformt haben: es zeigt die Verschwommenheit und Unhaltbarkeit aller Gedankenreihen, die auf Gefühlspostulate sich gründen, und lehrt den Werth wissenschaftlicher Methode schätzen.

Großlichterfelde.

Dr. Hans Boettke.

Eine alte Geschichte. Von Per Hallström. Insel-Verlag, 1903.

Wie eine auf dem Spinett gespielte gravitatisch altdäterische Melodie mit langen, gehaltenen Tönen, über denen gar kraus verschönerkte Fiorituren gaukeln, muthet uns dies Büchlein an, wie ein verblaßtes Daguerrotyp aus Großvaters Album, wie ein lieblich steifes Puppenpiel, in dem die Heldin noch lächelt, auch wenn das Herz ihr bricht; denn davon wurde damals nicht so sehr viel Aufhebens gemacht. Man lebte nicht für sich, sondern für die Andern; die Pflicht, die Autorität waren die Gottheiten, denen der Einzelne seine fürwichtigen Wünsche unterzuordnen hatte. Und so wissen wir auch gleich zu Beginn, daß der arme Magister Andreas niemals Anne-Marie, die liebliche Tochter des Rathsherrn, bekommen kann, wie wunderklug die beiden thörichten Kinder es auch anzustellen meinen, da sie durch die beweglichen Verse des Ramenstagsdivertissements Großmutter's strenges Herz zu rühren trachten. Anne-Marie wird die Frau des reichen Apothekers Rhodenus mit den großen Galoschen und verkümmert in dem Schatten einer lichtlosen Ehe. Und aus Andreas wird ein verbummelter Kandidat, der sich dem Trunk ergiebt, um sein verlorenes Paradies wieder herauszujaubern. Das ist freilich eine alte Geschichte; aber mit welcher souverainen Kunst ist sie erzählt! Per Hallström verschmäht, durch die heute so beliebten Mittel der pasticheartigen Nachahmung, der geschickt angewendeten Archaismen zu wirken. Er hat sich so ganz in den Geist und die Gefühlswelt der Zeit versetzt, daß all diese Menschen von anno 1830 echt und lebendig bis in den kleinsten Zug vor uns stehen. In Schweden hat ihn „Eine alte Geschichte“ mit einem Schlage berühmt gemacht. Mit der Uebersetzung habe ich mir reibliche Mühe gegeben.

Wien.

Francis Waro.

Die amerikanische Krisis.

Pierpont Morgan hat am fünften August öffentlich und feierlich erklärt, die Krisis in Wallstreet sei beendet. Dienstleistungs-Reporter telegraphirten diese frohe Botschaft in die Welt hinaus; die vorsichtigsten setzten hinzu, die new-yorker City sehe in Morgans Ausspruch einen Versuch, die Baissepartei einzuschüchtern. Vielleicht braucht man dem großen Herrn gar nicht solche schwarze Absicht zuzutrauen. Deshalb soll Morgan nicht geglaubt haben, er werde mit seinen Getreuen den Ansturm der Verkäufer abschlagen können? Er hatte in einer Konferenz mit seinen mächtigen Interessengenießen offenbar den Schlachtsplan bis ins kleinste Detail festgesetzt; und nur die von ihm beauftragten Makler wagten, sich an der Börse dem allgemeinen Angebot entgegenzustemmen. Die Kauffseite ihrer Börsenbücher füllte sich, doch immer neue Verkäufer drängten heran und schließlich mußten selbst die Pipigisten das Rennen aufgeben. Morgan zog seine Truppen zurück, die Kurse fielen unaufhaltsam, — Pierpont der Große war besiegt. Zwar sah man zunächst Andere auf der Strecke bleiben: zwei geachtete Firmen der Stock-Exchange fallirten; Mitinhaber der einen, deren Passiva hundert Millionen Mark betragen, ist ein Mitglied des Börsenvorstandes. Der nächste Tag brachte die übliche Erholung; Morgan selbst aber hat am Abend nach der Schlacht gewiß erkannt, daß es diesmal zu einer Generalabrechnung gekommen war, bei der ein Tag der Freude nicht mehr viel bedeutet.

Man hat an die Panik erinnert, die im Mai 1901 New-York und die Welt erschreckte. Schon damals glaubte man, der amerikanischen Industrieerleichterung habe das letzte Stündlein geschlagen, und doch hatte die Börse schnell die Unheilstage vergessen, als einzelne Milliardäre helfend eingriffen. Das ist richtig; nur sind diese Maitage mit der jetzigen Katastrophe nicht zu vergleichen. Den äußeren Anlaß zur Panik gab damals das Ringen der beiden Finanzgruppen Harriman und Kuhn, Loeb & Co. um die Macht über die Northern-Pacificbahn. Dieser Kampf führte zu einer Aktienschwünge und zeigte für kurze Stunden den Abgrund, an dessen Rande die amerikanischen Spekulanten ihre Feste gefeiert hatten. Da packte sie blaßes Entsetzen; in wilder Hast wurden alle Engagements gelöst und die Zahl der Verkäufer wuchs ins Unabsehbare, weil Alle, die zur Zahlung der Northernbifferenzen Geld brauchten, ihre Papiere loschlugen. Die Börsenpanik konnte das eigentliche Wirtschaftsgelände ergreifen; da aber ein äußerer Anlaß den Kurssturz bewirkt hatte, konnte eine kräftige finanzielle Unterstützung die Ruhe des Marktes noch einmal retten. Jetzt liegt die Sache anders. Natürlich darf man den new-yorker Depeschen und den Gründen, die da für die Massenverkäufe angeführt werden, nicht blind glauben. Triftige, gerade jetzt und erst jetzt entscheidende Gründe sind überhaupt nicht zu erkennen. Das ist das Schlimmste, ist das Zeichen einer Krisis, die mit der Gewalt eines Naturereignisses eintritt und von Menschenhand nicht abgewehrt werden kann.

Seit einzelne erfahrene und angesehene Wirtschaftspraktiker ihre amerikanischen Eindrücke, das Ergebnis immerhin kurzen Aufenthaltes, den deutschen

Landesleuten mitgetheilt haben, hat man sich bei uns an den Gedanken gewöhnt, in Amerika sei Alles anders als in Europa und auch die Ursache des Aufschwunges sei der nicht zu vergleichen, die uns die große Haussezeit brachte. Ich habe diese hundertmal wiederholte Behauptung stets mit einigem Mißtrauen gehört. Jeder „Aufschwung“ der Wirthschaft wird ja mit Jubel begrüßt; jedesmal thut man dann, als sei solche plöbliche Riesensteigerung aller Produktivkräfte eine normale Erscheinung. Normal und gesund ist aber nur eine Entwicklung, die zu der wachsenden Konsumkraft des Volkes in richtigem Verhältniß steht. Freilich vollzieht die Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften sich nicht ruhig, sondern in Wehen und Stößen. Der Normalzustand ist das Eindämmern nach schwerer Krankheit, die aber nicht mit der Krisis, sondern schon mit dem Aufschwung begann. Konnte man nicht beinahe jeden Aufschwung auf äußere Ursachen zurückführen, in Amerika wie in Europa? In diesem Punkt ist zunächst einmal kein Unterschied zu finden. Wir hatten vor dreißig Jahren eine Gründer-ära, die Vereinigten Staaten hatten sie jetzt. Bei uns gab der Krieg gegen Frankreich, drüben der gegen Spanien den Anstoß; jeder siegreiche Krieg belebt den Wirthschaftskörper und steigert seine Thatkraft. Die Eroberung Kubas gab den Amerikanern zwar kein geschlossenes Wirthschaftsgebiet, gab an sich auch ihrer Industrie keine Möglichkeit neuer Nachtenisfaltung; aber die Industrie war schon vorher kräftig durch die Schutzjollpolitik angeregt worden, die für die amerikanische Wirthschaft ungefähr das Selbe that, was bei uns die Gründung des Norddeutschen Bundes und später die Angliederung der Südstaaten geleistet hatte. Nur natürlich wars also, daß die Industrie erstarkte; hüben wie drüben mußte aber ein äußeres Moment hinzukommen, um den Aufschwung hervorzuzaubern. Amerika hat nicht, wie wir, von den Besiegten Milliarden erhalten; doch ermüdete auch der Sieg über Spanien die Ansammlung großer Kapitalien, die das Industriegebiet reichlich blühten. Die Kriegsteuer, die selbst den kleinsten Wirthschaften auspreßte, was irgend zu haben war, brachte mehr Geld, als der Staat zunächst verbrauchen konnte; dieses im Schatzamt aufgespeicherte Geld wurde nach und nach entweder in sicheren Werthen angelegt oder auf dem Umweg über die Banken der Industrie zugeführt. Diese gehäuften Zufuhren von Kapitalien mußten wirken. Ganz wie bei uns. Die selben Ursachen haben in beiden Erdtheilen die selben Wirkungen erzeugt und von einem Wunder ist nichts zu merken.

Auch die Geschichte der Aufschwungszeit war in beiden Fällen nicht wesentlich verschieden. Drüben sind die Formen allerdings anders. Aber der Kapitalismus weiß, wie der Papismus, die Formen seiner Herrschaft bekanntlich sehr schlaue den besonderen Verhältnissen jedes Landes anzupassen. Was liegt auch an der Form? Das Wesen der Herrschaft und ihr Grundgesetz ist und bleibt überall das selbe. Drüben, wo es noch jungfräulichen Boden in Fülle giebt, konnte der Aufschwung natürlich länger dauern als in Europa mit seinen abgegrastten Weideplätzen, seinen erschöpften, nur für kurze Zeit wieder ertragsfähig gemachten Aekern. Das Alles sahen unsere Enthusiasten nicht. Sie leugneten sogar, daß jenseits vom großen Wasser die Bankwelt an den Gründungen mitgearbeitet habe. Erst nenlich lasen wir, was ein Prominenter der Maschinen- und Elektrizitätsindustrie, ein Kenner amerikanischer Wirthschaft, einem Interviewer gesagt haben sollte. Wahrscheinlich war Herr Kommerzienrath Jñdor Coewe

gemeint, der ja schon zu einer Zeit übers Weltmeer fuhr, wo bei uns nur Wenige Amerikas wahre Bedeutung für unsere industrielle Zukunft ahnten: er hat damals, unter dem frischen Eindruck des Gesehenen, recht Interessantes über die amerikanische Elektrizitätsindustrie und den Werkzeugmaschinenbau gesagt. Jetzt aber hat er (wenn ers wirklich war) über Dinge gesprochen, die er nur mangelhaft kennt, und über die Beziehungen von Bank und Industrie Behauptungen aufgestellt, die doppelt schädlich sind, weil sie einen schon lange verbreiteten Irrglauben mit scheinbar autoritativer Kraft wiederholen. In Deutschland ist während der letzten Jahre so viel über Banktechnik geschwätzt worden, daß nachgerade Jeder weiß: die englischen und amerikanischen Banken sind nicht, wie die deutschen und französischen, Gründungsbanken, sondern besorgen, fern vom Börsentreiben, das eigentliche Bankgeschäft, Depositenverwaltung und Kreditvermittlung. Also, schloß man, steckt drüben kein Bankgeld in der Industrie und das Schwinden der Hauffe berührt die Banken gar nicht. Diese Legende ist ungemein thöricht. In Amerika werden die Gründungen zwar durch besondere Finanztrustgesellschaften, nicht durch die Banken selbst vermittelt, die deshalb auch keine Industrieaktien, vielleicht sogar selten Bonds besitzen. Jrgendwie müssen sie ihr Geld aber schließlich anlegen: sie kaufen Wechsel, geben gegen Unterpfand Kredit und sind am Ende aller Enden doch am Wohl oder Weh der Industrie interessiert. Falsch ist schon die Angabe, die großen Industrietrusts und deren Finanzgesellschaften hätten kein Bankgeld; aber selbst wenn dieser Glaube richtig wäre, bliebe noch immer die große Menge der noch nicht von Trusts beherrschten Industrieunternehmungen. Ganz sicher werden, wenn der Niedergang einsetzt, auch die Banken beträchtliche Verluste erleiden. Das lehrt schon ein Blick auf die amerikanischen Bankausweise mit ihren angewachsenen Debitorenkonten.

Diese Kreditüberspannung, die sich auch darin äußert, daß in London, Berlin und Hamburg Finanzwechsel angeboten werden, zeigt, daß die Symptome der Krisis in Amerika die selben sind wie in Europa. Zu diesen Symptomen gehört auch eins, das, wenn ich nicht irre, Karl Marx zuerst erkannt hat: das eifrige Gerede über die stropende Gesundheit des Wirtschaftskörpers. Noch vor wenigen Monaten hat uns ja Morgan dieses schöne Lied vorgesungen; und die Prescheute wurden nicht müde, solche Weisheit zu verschleihen. Vor sechs Monaten stand im Berliner Börsencourier der Bericht eines amerikanischen Mitarbeiters; da hieß es über den Stahltrust: „Seine Machtstellung ist heute überwältigend und selbst die größten Skeptiker zweifeln nicht mehr an der Wahrscheinlichkeit, daß die gesamten gigantischen Interessen der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie bald so konsolidiert sein werden wie früher etwa die Interessen der Carnegie-Gesellschaft. Der Trust bestreitet, daß es Wolken am Horizont gebe; Arbeit in Hülle und Fülle auf ein Jahr und länger, festgestellte und aufrechtgehaltene Preislagen, keine Spur von abfallendem Bedarf; selbst die enorm erhöhte Roheisenherstellung von 1903 werde den stets wachsenden Bedarf nicht befriedigen können.“ Fehlt etwa noch irgend ein Symptom? Mir scheint: der Sturm kann beginnen.

Plutus.